



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Peter Hille

Hille, Peter

Wiesbaden, 1958

urn:nbn:de:hbz:466:1-29770

VERSCHOLLENE
UND
VERGESSENE

PETER HILLE

CQCH
2491
+1

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN UND DER LITERATUR
SCHRIFTENREIHE DER KLASSE DER LITERATUR

Verschollene und Vergessene

PETER HILLE

Eine Einführung in sein Werk

und eine Auswahl

VON

ERICH NAUSED

MIT 2 TAFELN

1957

FRANZ STEINER VERLAG GMBH · WIESBADEN

Diese Schriftenreihe wird von der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Klasse der Literatur, herausgegeben, um von einer kleinen Zahl vorzüglicher Autoren zu künden, die erst kürzlich von uns gegangen sind, und deren Werk, zum besten deutschen Kulturgut gehörig, verdient, gepflegt zu werden.

Die Schriftenreihe bringt Einführungen und repräsentative Proben aus den Werken von Arno Holz, Theodor Däubler, Else Lasker-Schüler, Max Herrmann-Neisse, Alfred Mombert, Karl Kraus, Rudolf Borchardt, Alfred Wolfenstein, Paul Scheerbart u. a.

10
CQCH
2491+1



83113979

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1958 by Franz Steiner Verlag GmbH, Wiesbaden
Gesamtherstellung: Wiesbadener Graphische Betriebe GmbH
Umschlagentwurf: Niels Olesen



Peter Hille nach einem Gemälde von Lovis Corinth

INHALT

Einführung	7
Aus »Blätter vom fünfzigjährigen Baum«. Ausgewählte Gedichte	21
Aus »Myrddhin und Vivyan. Ein Wald- und Weltspiel«. Fragmente	39
Aus »Des Platonikers Sohn. Erziehungstragödie in fünf Vorgängen«.	55
Aus »Das Mysterium Jesu«	63
Ausgewählte Aphorismen	73
Bibliographie	85
Tafel: Peter Hille nach einem Gemälde von Lovis Corinth	
zwischen	2/3
Tafel: Handschriftprobe. Hilles letzte Postkarte an seinen Bruder	
zwischen	10/11

INHALT

Einleitung 1

Der Einfluss von Friedrich Schlegel'schen „Kritischen Gedichten“ 21

Das Schicksal und Leben des Wilm- und Wolfgang's Legation 24

Die erste Schenkung des „Kritischen Gedichte“ an das Ver-
fasser 25

Die erste Schenkung des 26

Legation's Schenkung 28

Bibliographie 32

Table: Neue Liste von dem Gemälde von Louis Goussier 33

Table: Handschriften. Liste von Handschriften an dem Ver-
fasser 1811 34

...

...

Einführung

...

...

Einleitung

Peter Hille wurde am 11. September 1854 geboren und starb am 7. Mai 1904. Diese trockenen Daten umschließen ein Dichterleben, dem eine Vielzahl von Veröffentlichungen ihr Dasein verdankt, angefangen von längst vergriffenen jugendstilumrankten Ausgaben und Würdigungen bis zu unserem Versuch, das Werk dieses kuriosen und wunderbaren Mannes vom Zeiteinschnitt zu befreien und ihm einen kleinen aber gebührenden Platz im literarischen Panorama unserer Tage zu verschaffen.

Ob der eine oder andere seiner Zeitgenossen und Landsleute ihn in lokalpatriotischem Eifer als Dichter Westfalens — Hilles Geburtsort ist Erwitzen bei Paderborn — ins Licht rückte oder ob der eine oder andere seiner Glaubensgenossen ihn für den Katholizismus in Anspruch nahm, berührt uns Heutige wenig. Doch aus allen Beschreibungen und Deutungen von denen, die sich ihm liebend näherten, tritt uns Hille als Gestalt so vor das Auge, wie ihn Lovis Corinth unter dem Titel »Der Bohème« malte — eine dürftige Reproduktion ist diesem Hefte beigelegt —: als der wunderliche Prophet mit dem Bart, als der wandernde und dichtende alte Mann, der doch die Fünfzig nie überschritt, als einer, dessen Heimat die Landstraße, das Caféhaus und die Bank im Park war.

Ist die Lücke in seinem Gehirn, die ein Londoner Phrenologe angeblich feststellte, schuld daran, daß Hilles seltsamer Lebensweg so weit von aller bürgerlichen Gesellschaft führte? Oder ist es das dunkle Erbe einer manisch-depressiven Mutter, das den Dichter zum monomanisch besessenen Träumer machte wie den Bruder Priester, den Sekretär der katholischen Arbeitervereine Berlins, Dr. Philipp Hille, zum finanziellen Phantasten, dessen ungezügelter Baulust seiner Erzdiözese eine Flut von Schulden hinterließ? Liegt nicht selbst in dem Berufswechsel des nüchternen, ehrgeizigen Vaters vom Dorfschullehrer in Erwitzen zum Rentmeister der Herren von der Borg in Holzhausen, als der er nicht mehr wie bisher in stickiger Schulstubenluft einer tumben Dorfjugend das Schreiben und Rechnen beizubringen hatte, sondern durch die Ländereien seiner Herrschaft streifen, die Arbeiter auf den Feldern beaufsichtigen und den Holzschlag im Wald

anleiten konnte, liegt nicht auch in dieser Flucht des Gestrengen aus der Enge des Kathederdaseins einer der Keime für den Lauf der Lebensparabel des Sohnes, deren Endlichkeit die Existenz eines dichtenden Landstreichers und »Bohèmiens« war?

Die zentrifugale Kraft, die Hille früh an den Rand des zivilisierten Lebens treiben sollte, entfaltete ihre Wirkung schon in der Schulzeit. Sein Unvermögen, sich in ein auf das Bildungsideal der Zeit ausgerichtetes Schulleben einzufügen, und sein instinktiver Haß gegen den Gymnasialzwang machten seinen Aufenthalt am Gymnasium zu Höxter bald unmöglich. Der Vater schickte ihn auf das Paulinum nach Münster, ohne daß indessen seine Hoffnungen auf Besserung dieses schwarzen Schafes der vielköpfigen Familie sich erfüllten. Als Obersekundaner lernten ihn die Brüder Julius und Heinrich Hart kennen und schlossen mit ihm Freundschaft fürs Leben. Julius Hart, der nach dem Tode Hilles als Gesammelte Werke herausgab, was aus dem Nachlaß noch vorhanden und zu entziffern war, schreibt in seiner Einleitung über die Münsteraner Schulzeit: »Die Schulaufsätze, die er einst als Gymnasiast zu schreiben hatte, hüpfen vom Hölzchen aufs Stöckchen, waren Meisterstücke einer Indisposition, trugen schon den krausen Charakter, der auch später Redakteuren, Verlegern, Dramaturgen beim Lesen seiner Manuskripte peinliches Kopfzerbrechen verursachte, so daß sie sie bald beiseite legten und die Veröffentlichung für unmöglich erklärten. Unter Peter Hilles Lehrern auf dem Gymnasium gab es auch einen sehr feinen und einsichtigen Menschen, Professor August Buschmann, dessen auch ich mit wärmster Sympathie gedenke, der als strenggläubiger Katholik gewiß wohl entsetzt sein konnte, wenn sein Schüler in einer Abhandlung über die prinzipielle Erkenntnis, daß Eintracht stark mache, zu unserem Vergnügen die Beweisführung mit einem Vaterunser und drei Ave Marias plötzlich unterbrach, und dennoch nur sich entschuldigte: Lieber Hille, Sie sind der begabteste meiner Schüler. Vielleicht ist Ihr Aufsatz der tiefste. Ich verstehe ihn nicht immer. Aber vom Schulstandpunkt muß ich ungenügend darunter schreiben. Ich möchte nur weinen über Sie. Sie haben einen schweren, schweren Lebensweg vor sich.«

Vom Standpunkt des in geordneten Verhältnissen lebenden Durchschnittsmenschen mag Hilles Lebensweg steinig und dornig erscheinen. Ihm selbst war es ein glückliches und erfülltes Dasein, das anbrach, nachdem verschiedene Versuche, im bürgerlichen Leben Fuß zu fassen, gescheitert waren. Als Unterprimaner mußte Hille als hoffnungsloser Fall die Schule verlassen. Der Vater schickte ihn nach Höxter zu einem Rechtsanwalt in die Lehre. Doch als er von den Brüdern Hart erfuhr, die als Redakteure und Kritiker in Bremen mit dem erwachenden Sozialismus kokettierten, zerbrach er die Fesseln und ging ebenfalls nach Bremen. Dort beteiligte er sich an den Deutschen Monatsblättern, die die Harts herausgaben. Als die Bremer Idylle nach einem Jahr zerbarst und die Harts ihr neues Domizil in Berlin aufschlugen, versuchte Hille im damaligen Eldorado des Buchhandels, in Leipzig, eine Existenz aufzubauen, die sich aus den Lebensformen eines freien Schriftstellers, Studenten ohne Abitur und Korrektors eines obskuren Verlages zusammensetzte. Als er einsah, daß auf diese Weise sich weder Glück nach Wohlstand erringen ließ, brach er, von keinem Vater und keinen gesellschaftlichen Rücksichten mehr gehemmt, endgültig auf in jenes andere Leben, das er für die Verwirklichung seiner poetischen Ideale hielt: er wurde der Wanderer auf der Landstraße, der Waldgänger und Weltenbummler, der dichtete, wo er ging und stand, aus dem eine unaufhörliche Wortflut herausbrach, die er durch kein Formgefühl und keinen Gestaltungswillen zu bändigen vermochte. Heinrich Hart schildert in seiner kleinen Monographie diese Leben und Dichten verschmelzende Seinsweise Hilles: »Mit der Sprache den Dingen zu Leibe gehen, mit dem Wort in ihre tiefsten Beziehungen, in ihr innerstes Weben und Wesen hineinzuleuchten, daran hat er sein ganzes Leben gesetzt. Daher war er ein beständig Lauschender, der immerzu sein Ohr an die Dinge gelegt hielt, so nahe wie möglich, um auch das Leiseste zu hören, was sie zu sagen haben. Ich wüßte von keinem Zweiten, der sein Leben so ausschließlich lauschend und das Erlauschte niederschreibend, sein Leben so unaufhörlich dichtend zugebracht hat. Das Notizbuch kam eigentlich nie aus seiner Hand, oder vielmehr

das Notizpapier, denn wenn er kein Schreibheft auftreiben konnte, genügte ihm jeder Fetzen Zeitung, der einen leeren Rand hatte. Selbst beim Schmausen, selbst beim Zechen, wenn er mit verklärten Zügen einen guten Tropfen kostete, fiel ihm alle Minuten etwas ein, was er aufzeichnen mußte. Es sollte mich wundern, wenn er nicht auch im Schlaf Notizen gemacht hätte. Sicherlich könnte man allein mit dem, was er in dieser Weise zu Papier geworfen, wollte man alles drucken lassen, eine stattliche Bücherei zusammenbringen. Es läßt sich nicht alles drucken, unmöglich. Vieles ist in der Welt verstreut, unauffindbar. In Hamburg, Leipzig, Rom hat Peter Kisten mit Manuskripten zurückgelassen. Als Pfand, oder weil er kein Geld hatte, den Transport auf der Eisenbahn zu zahlen. Aber das, was in Zeitschriften und Handschrift erhalten ist, bildet immer noch eine strotzende, überschwängliche Fülle.«

Freilich, von all der Fülle, kritisch wägend betrachtet, bleibt nicht sehr viel mehr, als was in unserem Heft versammelt ist. Und die Sorglosigkeit des Dichters gegenüber der Notdurft des eigenen Leibes, die ihn auf seinen Fußreisen durch die Länder Europas, nach England, Holland, Italien, Ungarn, begleitete, findet ihre Entsprechung in Hilles Nichtachtung der Produkte seiner Feder, die auf Speisekarten, Tüten, Briefumschlägen, Butterbrotpapier, Zeitungen und Servietten kreuz und quer und diagonal gekritzelt und geschmiert das darstellen, was man Manuskripte nennt. Bewunderung gilt seinen Freunden, die aus den monströsen Säcken, in denen Hille seine Schätze mit sich herumschleppte, bargen, was dort wie Kraut und Rüben durcheinander lag, entzifferten, was überhaupt die Andeutung lesbarer Buchstaben enthielt, und in Druck gaben, was halbwegs Zusammenhang aufwies. Größtenteils vergeblich war Philologenmühe, Hilles Nachlaß aufzuspüren, zu sichten, zu ordnen, zu katalogisieren und so Vorarbeit für das wissenschaftliche Abenteuer einer textkritischen Gesamtausgabe zu leisten: der letzte Krieg hat wahrscheinlich für immer hinweggespült, was an Nachlaßbeständen als Berliner Privatbesitz und Königsberger Bibliothekseigentum noch an Fetzen und Fragmenten vorhanden war.

Handschriftprobe. Hilles letzte Postkarte an seinen Bruder

Es war nun nicht so, daß Hille an Veröffentlichungen und Autorenruhm völlig uninteressiert gewesen ist; lernen wir ihn doch in der Rolle eines begüterten und gefeierten Dichters in seinem posthumen Heimatroman »Die Hassenburg« kennen, der mit den stolzen Worten schließt: »Alles, Leben und Tod, den Starken ist es Spiel. Welt ist Mut. Ich bin, also ist Schönheit.« Zu seinen Lebzeiten erschienen neben Zeitschriftenbeiträgen, meistens Gedichte und Aphorismen, die ästhetisierenden Miniaturromane »Semiramis« und »Cleopatra« und die autobiographisch inspirierten »Sozialisten«, eher eine genial verwirrte Häufung von Feuilletons, Entwürfen und Aphorismen denn ein Roman, die alle drei Hilles Versagen vor der traditionellen und ihm wesensfremden großen Form bekunden. Aber die weltferne Hilflosigkeit Hilles gegenüber den nackten Tatsachen des Buchgeschäfts, der chaotische Zustand seiner Manuskripte und die Wirrheit seiner literarischen Pläne verdammt die meisten Versuche, mit dem gedichteten, gedruckten Wort Jagd auf Mammon und Lorbeer zu machen, zur Erfolglosigkeit. Denn welche Antwort gibt es auf einen so rührend naiven Brief, den Hille, nachdem er sich ein paar Jahre in den Slums von Londons Whitechapel mit menschlichem Abschaum herumgetrieben hatte, an einen unbekanntem Verleger aus Holland schrieb —, wie diesen: »10. 12. 1882. Hochgeschätzter Herr, Verzeihen Sie, wenn ich mich mit einer Anfrage an Sie wende. Ich habe seit ungefähr sechs Jahren den Schriftstellerberuf verfolgt und für Monatsschriften, literarische Blätter und poetische Jahrbücher geliefert. Im Jahre 1879 war ich Redakteur des Bremer Tageblattes. Seitdem habe ich mich über zwei Jahre in London aufgehalten, besonders um die große Bibliothek des britischen Museums zu benutzen. Mit sechs Wochen bin ich nun auf holländischem Boden, eine Woche in Rotterdam, die übrige Zeit hier. Ich möchte nun gerne einen Verleger finden, der mit Vertrauen den Gang mit mir in die Öffentlichkeit wagen würde. An Nummern, Heften, Büchern, in denen Produktionen von mir stehen, habe ich nicht zur Hand, nur eine Kritik über einen Essay, den ich im September 1878 für die deutschen Monatsblätter lieferte. Auch einen Brief Victor Hugos habe ich

beigelegt, den mir der gefeierte Mann im August 1879 schrieb. Es sind über drei Jahre, seit ich nichts mehr veröffentlicht habe. Ich hielt es für gedeihlicher erst etwas zu erfahren und durchzudenken, statt so modern jungweg drauflos zu schriftstellern. Nun möchte ich fragen, ob Sie mich in einer Beziehung verwenden können, als Editor, Autor oder Journalist? Wenn Sie vielleicht eine deutsche Zeitung hier am Orte rentabel finden, ich würde dieselbe in einem möglichst unbefangenen Sinne redigieren, bei gegebener Gelegenheit eine politische oder gesellschaftliche Frage in einem Leitartikel behandeln, auch über Vorstellungen der deutschen Operngesellschaft referieren. Soweit der Journalist. Meine literarische Lust würde ich dann im Sonntagsblatt und im Feuilleton befriedigen.«

Man muß immer wieder an die fatale Lücke im Gehirn denken, wenn man von Hilles weiteren Unternehmungen erfährt, sei es die Gründung seiner Zeitschrift »Kritisches Schneidemühl« später in Berlin, die in Detlev von Liliencron den einzigen Abonnenten und keinen Zahler fand, sei es seine Karriere als Theaterdirektor einer Schmiere in Holland, wo ihn ein paar zweifelhafte Schauspieler um den Rest seines mütterlichen Erbteils prellten. Auch für die Liebe taugte sein narzistisches Wesen nicht, es sei denn, als Naturapostel ekstatische Jüngerinnen um sich zu scharen. Wenn Frauen in seinem Leben überhaupt eine Rolle spielten, dann auf jene groteske Art und Weise, von der Heinrich Hart in seinem gutgemeinten Werbebüchlein berichtet: »Eines Morgens tauchte er plötzlich in Münster auf, halbverhungert, aber doch kreuzvergnügt. Als meine Schwester ihn fragte, ob er etwas essen wolle, meinte er: ‚Nur ein Krüstchen oder zween.‘ ‚Soll ich den Tisch decken?‘ — ‚Nein, ich speise lieber in ambulando.‘ Schmausend ließ er dann mehr als ein Dutzend feister Schinkenbrote in die Tiefe gleiten. Begleitet war er von einem blutjungen holländischen Meisje; ängstlich schmiegte sich Libbeth an ihren Pitter. Zu Fuß war er mit ihr von Holland über Köln nach Westfalen gewandert; in der heiligen Rheinstadt war er keck ins erzbischöfliche Palais gegangen und hatte den würdigen Seelenhirten um einen Ehrensold für einen deutschen, katholischen Dichter er-

sucht. Gütig drückte der Mann ihm einen Taler in die Hand. In Münster schwur Peter, daß er seine Libbeth vom Fleck weg heiraten werde. Da man ihm jedoch klar machte, daß das deutsche Gesetz die Ehe mit einer Fünfzehnjährigen nicht zuließ, so ließ er es freudwillig geschehen, daß das Meisje auf die Bahn gesetzt und heimgeschickt wurde. Bald hernach kam Peter nach Berlin.« Dort in Berlin wurde Hille erst zu dem Original, um das sich schon zu seinen Lebzeiten die Legende wob. Neben seiner eigenen Zeitschrift, seiner »Völkermuse«, die nach zwei Nummern einging, erschienen »Die Sozialisten«, worin seine Erlebnisse in Bremen, London und Holland irrlichtern, und die Erziehungs- tragödie »Des Platonikers Sohn«, in der er den Konflikt mit seinem Vater in einen Petrarca-Stoff zu kleiden versuchte. Und er hatte sogar, wie es sich zu jener Zeit für einen zünftigen Literaten gehörte, ein Kabarett in dem Ristorante Vesuvio des Italieners Carlo Dalbelli. Hilles Landsmann Wilhelm Oeke schreibt darüber: »In der Woche vor Weihnachten hat Hille in der Königin-Augusta-Straße ein Cabaret aufgemacht. Frei vom Wirtstische aus ist vorgetragen worden, nachher ging eine Dame mit dem Teller sammeln. Als ich am 19. Januar 1903 kurz vor neun abends nach Hause kam, fand ich auf Packpapier folgende Nachricht vor: Heute abend 8 1/2 bei Dalbelli, Königin Augusta- straße 19 bei der Potsdamer Brücke der zweite Abend: Blauer Montag zum Peter Hille. Motto: Der blauen Blume fromm ge- weiht, nicht Plebejer Lustbarkeit. 1 Mark Entree brauchen Sie nicht zu zahlen; sagen Sie dem Kassierer aus fernem Italien, Sie kämen von Signor Hille.«

Sie waren fast alle verkappte Romantiker auf der heimlichen Suche nach der blauen Blume, auch die Brüder Hart, die in Berlin am Schlachtensee die »Neue Gemeinschaft« gründeten, eine Art Künstlerkloster, in dem gedichtet und gezecht wurde, das auch Hille die letzten Jahre vor seinem Tode ein Asyl ge- wahren sollte, nachdem er lange genug auf Sofas bei Freunden, in finsternen Absteigequartieren und lieber noch mit Zeitungen zugedeckt auf einer Bank im Tiergarten kampiert hatte. Ent- sprechend seiner Geistesverfassung und Gemütslage verwandelte

er zwar das ärmliche, aber saubere Gemach, das man ihm angewiesen hatte, bald in eine Räuberhöhle, deren schauerhaften Zustand er hitzig gegen alle Reinlichkeits- und Ordnungsgelüste dienstbarer Geister verteidigte. Doch er fühlte sich wohl hier, trieb sich tagsüber weiterhin im Gewühl der Großstadt herum, mit seinem Riesenbleistift seine Einfälle in das dickleibige Kassabuch einzeichnend, das er als teure Erinnerung an seine Intendantenzeit aus Holland mitgebracht hatte, half dabei, die Bestände des Weinkellers in nächtlichen Trinkgelagen zu lichten, und ließ sich als »Geistesfaktor, mit dem man zu rechnen hat«, feiern, wenn Mitglieder der Neuen Gemeinschaft seine Welt-, Wald- und Höhengspiele als Freilufttheater aufzuführen versuchten. Freilich, die Lunge war schon lange krank, eine Gesichtsrose quälte ihn, und eines Tages fand ihn eine Jüngerin blutend auf einer Bank des Bahnsteigs in Zehlendorf. Am nächsten Tag bekam er einen schweren Ohnmachtsanfall. Peter Baum schaffte ihn ins Krankenhaus Lichterfelde. Nach zwei weiteren Tagen war es aus — am 7. Mai 1904. Peter Hille war keine fünfzig Jahre alt geworden.

Sein Tod veranlaßte viele Zeitungen in und um Berlin zu einem Nekrolog, denn er war bekannt und berühmt, doch nur als Literaturzigeuner, als Strolch und Vagabund — als Dichter von der Öffentlichkeit allenfalls belächelt. Und viel ist bis zum heutigen Tag über ihn geschrieben worden, vor allem über Hille als Dichter, wovon die umfangreiche Bibliographie am Schlusse unseres Bandes Zeugnis ablegt, die der Herausgeber zum Teil der Dissertation von Timmermann verdankt. Doch das Paradoxon Hille ist weiterhin ein ungelöstes Rätsel geblieben. Vielleicht ist die flotte Charakteristik von Martin Möbius in seinen »Steckbriefen« vom Jahre 1900 immer noch die beste: »Was die meisten Dichter zu wenig haben, hat er zuviel: Gehirn. Und ist dennoch gar nicht klug. Man möchte fast sagen, er ist ein Genie. Aber was heißt das: ein Genie ohne Form? Das gibt höchstens einen Propheten. Aber selbst dazu ist er zu verrückt. Sagen wir, er ist eine Wolke oder, etwas gröber gesprochen, ein Quatschkopf, ein geniales Rührei, — eine Seele.

Die Deutschen kennen ihn nicht, und, wenn sie ihn kennten, würden sie sich wieder einmal die Bäuche halten vor Lachen. In der Tat: ein Kerl zum schief lachen! Wirklich, meine Herren, ein Heiliger lebt unter euch, ein Asket und Narr, ein Weiser und ein Vagabund, einer, der innerlich in allen Zungen redet, aber doch nur lallen kann, ein Wahnsinniger, der unendliche Reichtümer hat und vor den Garküchen bettelt, ein gutes drolliges Kind, das plötzlich psalmodiert. Der Steckbriefschreiber möchte von allen deutschen Dichtern nur ihn kennen lernen und kennt doch nur zwei glänzend hilflose Bücher von ihm, von denen das eine längst den Weg aller Makulatur gegangen ist. Vielleicht existiert er aber gar nicht. So etwas unglaubliches ist in seinen Büchern, daß man glaubt, sie seien nicht von einem der da lebt.«

Es ist nicht unsere Absicht, eine bereits verblässende Hille-Legende mit dieser Ausgabe wieder aufzufrischen. Sie gehört einer vergangenen und unwiederbringlichen Zeit an, wie auch vieles, was Hille geschrieben hat. Aus dem Trümmerfeld des uns erhaltenen Oeuvres haben wir uns diejenigen Stücke auszuwählen bemüht, die unserer Meinung nach Hilles dichterische Potenz und poetische Leistung veranschaulichen: eine Anzahl kostbarer Gedichte, viel Waldweben, Elfenzauber und pantheistische Schwärmerei darin, eine Perlenkette von lyrischen Aphorismen und eine Reihe von erschreckend schönen und kühnen Fragmenten aus »Myrddhin und Vivyan«, jenem unvollendeten Hilleschen Faust, von dem wenig mehr als eine Folge hymnischer Waldgeist-Monologe vorhanden ist.

Es sind fast nur die kleineren Formen des Gedichtes und des Aphorismus, in denen Hille sich rein darstellt und die er glücklich erfüllt. Einzig in dem »Mysterium Jesu«, das der Limes-Verlag 1952 ausgrub, liegt ein nahtloses umfangreiches Kunstwerk vor, und zwar in Gestalt einer Hilleschen Evangelienharmonie, zusammengehalten durch das strenge Gerüst der biblischen Passion, die in der Innigkeit ihrer barock-mystischen Sprache und in ihrer kindlichen Glaubensinbrunst vielleicht Hilles schönste Dichtung ist. Der Limes-Verlag gestattete uns

liebenswürdigerweise, daraus einige Abschnitte in unsere Auswahl aufzunehmen.

Wir gehen an der Eigenart des Dichters vorbei, wenn wir Hille aus traditionellen Perspektiven betrachten, Formen suchen, wo sich keine bilden können, katholische Mystik sehen, wo es sich um allbeseelende Gefühlsausbrüche eines heißen Herzens handelt, sezierende Verstandeskraft mit den jenseitigen Geistesblitzen eines begnadeten Sonnambulen verwechseln. Denn Hilles Sprache kommt dort, wo sie Dichtung ist, beinahe unmittelbar aus seinem Unbewußten und drückt dieses aus. Sie ist die Lava, die der Krater seiner Seele unaufhörlich spie, mit allem, was in ihn im Laufe seines Erdentaumels hineingefallen war an übernommenen Denkformen, Klischees und Bildungsbrocken, an Halb- und Unverdaulichem. Was im Sturm und Drang aufgebrochen war, sich bei den Romantikern zu heller Glut entfachte und im Historismus des 19. Jahrhunderts äußerlich erlosch und unter der Oberfläche weiterschwelte, findet in Hille durch seine bestürzenden und berausenden Wortträume einen neuen Feuerwerker, der trunken an Gott und Welt die müden Formen zertrümmert, die Sprache wieder der Seele gleich setzt und den Weg bereitet für die Gestaltung jenes psychischen Automatismus, dessen künstlerischen Ausdruck wir Surrealismus nennen. Hilles Welt war sein Ich, das in unendlichen Monologen sang, ohne sich um Verständnis und Zugänglichkeit durch seine Umwelt zu kümmern. Mögen die Philologen durch Hilles schaurigsüße Sprachwildnis die notwendigen Wege bahnen. Es wird immer Wahlverwandte geben, die ihn allein durch die Kraft ihres Herzens begreifen und lieben werden, — wie jene, die Hille den »schwarzen Schwan Israels« nannte, Else Lasker-Schüler, die ihrem »Petrus« in schwärmerischer Verehrung das Peter-Hille-Buch dichtete, aus dem ein Abschnitt lautet:

»Nun sind wir ein Sternenleben zusammen gewandert, — erinnerte mich Petrus —, und Du hast mir nie meinen Namen genannt. Und ich sagte: Jeder Nachtwolke, jedem Tag habe ich Deinen Namen genannt, und die Sonne hat ihm einen Altar gestickt . . . und einmal wird mich ein Leben Menschen wie

Mauern umschließen, die Deinen Namen hören wollen. Und meine Stimme wird ein Ozean sein. *Du heißt wie die Welt heißt!*— Petrus nickte, und als ich zu ihm auf sah, strahlten unzählige Firmamente aus seinem Angesicht und es war grenzenlos, und ich mußte mich abwenden, um nicht blind zu werden. Aber ich fühlte meine Kraft, die sich losstieß, und ich bäumte mich und streckte mich, und meine Augen blieben weit vor all der Majestät.«

Bitter von fünfzigjährigen Bäumen

UNGEWÖHNLICHE GEDICHTE

Faint, illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the page. The text is arranged in several paragraphs and includes some decorative flourishes.

KNABE

Halt die Augen zu, die Welt
Ist voll schwarzer Punkte,
Zittert sie schon,
Alles Halbes ist tot,
Weiß dich krank,
Reich aber krank.

DAS MÄDCHEN

Ganzes nach dem ersten Tag
Das so ganz am Ende
Nichts ist das so schön

AUS:

Blätter vom fünfzigjährigen Baum

AUSGEWÄHLTE GEDICHTE

Wie wenn ich Blüten an mir habe,
An der ich eine Gattung bin,
Ein reines Wesen der ich bin,
Wie nur ich eine Welt kenne bin,
Eist mich mich sehr auszusprechen
Und zu wissen.

Warum? Weil ich so bin und bin,
Und weil der Wind mich blühen bin,
Die nicht am Baum stehen
Und voller Tüchtigkeit sind
Und Gedacht und Gebildet
Der diesem Wind

AUS:
Händel von Fürstbischöfen
AUSGEWÄHLTE GEDICHTE

KNABE

Hält die Augen in die Welt
Wie zwei schwarze Renner.
Zügelt sie kaum,
Aller Helden Held:
Weit dein Traum,
Reich ohne Raum.

DAS MÄDCHEN

Gestern noch ein dürftig Ding,
Das so grau und albern ging,
Nichts an ihm zu sehen —
Und muß heut behutsam sein,
Wie wenn im Mai die Blüten schnei'n,
Daß nicht all verwehen.

Wie wenn ich Blüten an mir habe,
Als sei ich eine Gottesgabe, —
Ein reines Wunder bin ich ja,
Wie nie ich eins mit Augen sah.
Und muß mich sehr zusammennehmen
Und schämen.

Warum? Weil ich so blühend bin,
Und weil der Wind treibt Blüten hin,
Die nicht am Baum erröten
Und voller Vorsicht sind
Und Unschuld und Erblöden —
Der dumme Wind!

BRAUTSEELE

Das Gewand meiner Seele zittert im Sturm deiner
Wie tief im Hain [Liebe,
Das Herz des Frühlings zittert.
Ja du mein heftiges Herz: wir haben Frühling.
Auf einmal ist nun alles Blühen da.
Meine freudigen Wangen
Sind aufgegangen
Fromm nach deinen Küssen.
Gefährlich bist du, o Frühling,
Und verwirrt
Wie von heftiger Süße
Prangenden Weines
Pocht meine Seele.
Wie er so sonnend mich streichelt
Mit seinen Strahlen allen
Und schlafen möchte ich
Immerzu.
So träume ich vom eigenen Blute
Und bin so wach
Von mir.
So erschrocken
Wie man wohl aufhorcht
Im flüsternden Herzen der Nacht.
Wie Sterne, die nicht schlafen können,
So stehen meine Augen,
Und bin doch so müde, müde, so sonderbar müde.
Sind wir Mädchen nicht alle so sonderbar müde
Um diese Zeit?
Das macht, du bist um uns,
Du bist ein Zauberer:
Ja, ja das bist du,
Ein echter, rechter Zauberer.
In Bäume und Menschen zauberst du ein Sehnen und
Ein müdes verlangendes Gähnen. [Dehnen,

Ja, ja, ihr Mädchenherzen,
Der kennt euch,
Vor ihm kann kein Geheimnis bestehen.
Er ist ja Weib,
Weib wie wir
Und eine heimliche, schelmische Stärke.
Frühling sag', was machst du mit uns,
Daß wir alle so sprossend müde sind.
Wir fühlen dich ganz in uns,
Du durchtönst uns,
Tust mit uns ganz das Leben.
Ja wir beben, Leben.
Fromm atmet in uns eine Andacht,
Und wohlig will es werden
Nun überall in der sprossenden Erden.
Wie wir uns regen,
Da ist immer ein leises, süßes Bewegen,
Da ist die Quelle ein rieselnder Spiegel,
Der uns erquickt und uns darreicht,
Da ist der Spiegel eine bleibende Quelle,
Und immer wird uns leise
Süß von uns.
So sind wir wartend,
So zeigt es uns
Verrät es uns,
Wie süß wir sind
Für den einen, anderen.

O komm,
Komm zu mir,
Ich bin ja so süß nach dir.
O komm,
Ich bin ja so schön nach dir.
Ich deine lebendige,
Deine weilende Zier
Vergehe nach dir.

Jeden Tag kommt Alter, kommt Welken:
O komm,
Komm du dem Alter, dem Welken zuvor.
Ein Sehnen geht in allen Blumen
Und will dich holen mit Farben und Duft,
Und alles was schön ist auf dieser Weltwiese,
Ist aus Sehnen und Liebe schön.

Lieblich schlau
Üben wir Schönheit
Solange vor euch,
Bis daß ihr kommt;
Schüchtern schelmisch
Spielt sich unsere arme, lodernde Seele
Hin vor euch.

Dann! Dann!
Dann kommen zwei lodernde Sonnen in meinen Tag,
Du mein doppelter Tag!
Mit deinen beiden Sonnen.
Du! Du!

Und deine Hand!

Meines Mundes duftende Blüte
Vergeht vor deiner Güte,
Und meine Wangen
Sind aufgegangen
Wie meine Flechten
Vor deiner Rechten.
Ja du hast Recht,
Glätte sie nur,
Du meine wirreglühende Sonne.

Rufe, locke alles heraus
Aus deiner Erde,
Du mein Lenz,

Du hast ja gleich zwei Sonnen,
Und eine braucht man nur
Im Himmel.
Und diese beiden Sonnen
Erzählen sich mir,
Wie du aufgewachsen und wo
Gewachsen für mich,
Wie der heilige Wein Palästinas
In seinem heißen schmelzenden Purpur
Den Heiland mit ansagt,
Sein Seelenfrühlicht,
Sein wärmendes Wandeln.
O wie da alles aufsteht,
Feierlich, rauschend, vorbereitend!

O komm
Ich bin ja so schön nach dir!
O laß mich weinen,
Tränen der Braut.
Tränen du Böser,
Daß ich so lange warten mußte auf dich.
Das tut so wohl:
Meine Seele badet,
Dann kommt sie zu dir!
Ja?

TASTENDE TAGE

Die Äste in Flammen, die Wipfel entlaubt,
Am Kreuze das friedenumsprühete Haupt.

Ein Sehnen und Dehnen, wie Mädchen es haben,
Renettenrot in die Lüfte gegraben.

Ein streckendes Zittern, ein schwellendes Glühen,
Des scheinenden Baumes Adern erblühen.

In gereiztem Scheine Feier-Weh
Flammt Ziegelglut auf Erdschnee.

Die versteinerte Glut, ein Liebesgedicht,
Fällt rosig warm auf der Kälte Gesicht.

Einsamkeit der Einsamkeiten,
Welt und ich: wir beide schreiten.

Haltende Hände leise schweben
Zu der Sonne goldenem Geben.

Im schmelzenden Schnee was heimlich geht,
Ob schon der Frühling im Felde steht?

Apostelhäupter im Abendscheine:
Der Kartenspieler trübe Gemeinde.

Die Äste entflammen, die Wipfel entlaubt,
Am Kreuze das friedenumsprühete Haupt.

MAIENWIND

Mutwillige Mädchenwünsche
Haben Flieder
Niedergebogen,
Blauen und weißen.

Wie Tauben sind sie weitergeflogen,
Mit Wangen, wilden und heißen.
Hoch in warmen, schelmischen Händen
Haschender Sonne
Geschwungene Strahlen.
Hellbehende Wonne
Weißer Kleider
Weht.

Mutwillige Mädchenwünsche
Haben sich Flieder
Niedergebogen,
Blauen und weißen, —
Sind weitergezogen . . .

BAUM

In den Himmel greifen und wachsen,
Erde ziehen und schwellend fühlen
Treue Bitternis
Saftatmenden Bodens.

DER SONNE GEBURTSTAG

Die Schieferdächer zottig und breit,
Noch wacht kein einzig Haus,
Zartklare Gegend und Einsamkeit,
Da jubelt ein Vöglein sich aus.

Die Sonne zu grüßen, so steigt es hinan
In reiner und reineres Blau,
Bis man es nicht mehr sehen kann,
Nun jubelt die Himmelsau.

Die Schieferdächer zottig und lang,
Schroff ragt ein Berg einher,
Die Mondsichel zart und morgenbang,
Da Wolkenfleisch, blühend und schwer.

Die Lerche hat die Sonne gesehn
Und sinkt nun wieder zu Tal,
Das hören die Morgenwinde und wehn,
Froh glühen die Wölklein zumal.

Kirschbäume stehn und richten sich aus
Und schauen stumm sich um,
Wie Kinder stehn mit Spruch und Strauß
So köstlich blöd und dumm.

Siehe, da blitzt es freudig erhellt,
Da hebt es sich und steigt,
Das liebeleuchtende Antlitz der Welt,
Und unsre Seele schweigt.

WALDESRUH

Siehe, da ruhet Das
Und ist alles.
Saft träumt.
Prinzeßlein spielt
Und weiß von keinem Schloß,
Von Morgen nicht und Abend.
Männlein schlagen Purzelbaum,
Drollig vergränte
Purzelbäume schlagen sie
Über braunweitgreifende Wurzeln.
Und essen Wurzeln,
Trinken Quell,
Und schlafen zwischen Wurzeln in Nischen.
Listig behutsam tappen beschleichende Finger
Lichtlang die schlanken grauen Stämme,
Die Zweige spannen.

Was war das?
Ein Dunkles?
Nur ein Gedanke.
Wie gar heiter ruht das Blau,
Wie das was ist.

Verwunderte Gegend lieblicher Öde,
Bangen,
Wohligen Drängen,
Frühes Fleisch,
Duftiges Erliegen.
Graue zottige Bärte fahren
Über zerrieseltes Leuchten,
Stöhnende Wonne des Wachseins,
Ein rauschendes Duften:
All das perlende Moos.

Vier Schwingen tauschen
In blauen Bahnen,
Ein rüstiger Anruf,
Beieinander,
Fort sind beide —
Da —
Dort!

Pfade spielen,
Warnender Pfiff,
Springende Bogen,
Ein Strom von Hirschen
Raschelt tiefer hinab.
Ein späher Pfeil,
Trifft sie das schauende Licht
Meines heiligen Auges.

Herbsthoher Dom,
Hohe Weihrauchscheine,
Leuchtende Geister
Schwingen leicht
Hin die prallen, blauen Strahlen.
Eine graue Leiche
Halten sie hochgebahrt
Und singen Requiem . .

Heiter ruhet,
Heiter ruhet das Blau,
Wie was ist,
Taten schlummern
Immer.

HAGEL

Schwer Verheeren
Wirft der Himmel,
Eingefrorener Zähren
Eisiges Gewimmel.

ABENDRÖTE

Sieh da droben die Rosen! Ein glüher Jubel,
Die Wangen der Nacht
In Scharlach und Purpurpracht.

Nun ist da droben Hochzeit:
Die Königskinder des Himmelreiches.

Strenge Augen ernster Schönheit,
Frieden frierend,
Wie von kämpfend heißen Rosen
Wunden an den schweren Schmuck goldspielender
[Brokate,

Des Samtes tiefenweiches Blut,
Gebettet in des Schnees nachtgeflamnte,
Flockenzarte Wärme: den hehren Hermelin.

Die Kränze nehmen sie von herben Scheiteln ab
Und heben Bechertau an ihres Lebens
Rötlich reine Kelche,
Und verwunden
Die Verklärung
Saftigherber Früchte.

Des strengen Lagers scheue Falten warten . . .
Wie entsetzlich ist Schönheit!

Wie eine Siegesfahne hält
Der Himmel
Des Lebens leuchtendrote Brunst mit aller seiner
[Adlermacht.

Der Sieger sinkt.
Die Nacht fällt in den Wein.

NACHT

Dunkel
Vor Gefunkel
Ihr loses Haar.
So müde
So Friede
Und wunder-wunderklar.

REGENTROPFEN

Regentropfen warm und groß
Machen aus der Nacht sich los,
Regentropfen warm und groß.

Da die Nacht steht ganz in Glanz,
Einen Augenblick da stand's,
Ein Geisterantlitz, da entschwand's.

Da, ein Blitz hat Licht gemacht,
Ganz in Glanz da stand die Nacht,
Da, ein Blitz hat Licht gemacht.

Helle wird im Lied das Leid,
Leuchtet auf wie ein Geschmeid,
Leuchtend wird im Lied das Leid.

Und da steht es in der Nacht,
Still in seiner Geisterpracht
Steht sein Antlitz in der Nacht.

Liedertropfen warm und groß
Lösen aus dem Leid sich los,
Liedertropfen warm und groß.

KRANK

Leidendes Gewand,
Kränklich heiße Hand,
Weher Sterne Flirren.
Tiefversunkener Brand,
Bang verblichen Band,
Wie ein Rauch mag irren.

MEIN KREUZ

An meinen Werken bin ich aufgenagelt,
Ich bin so tot, wie sie lebendig sind.
Mein Blut ist all in sie hineingeflossen.
Zerwühltes Himmellager. Schwefelwerk
Baut heiß und gleißend, schwer und schwarz sich auf.
Ich bin so tot, wie sie lebendig sind,
Und fühle hinter meinem Haupte rascheln
Wie welken Kranz den Saft der mir entstieg.
Der mich verließ,
der treulos floß hinüber.

Wie eine Schmähschrift
Zischelt sich's ins Ohr mir:
Ich bin so hoch, wie die da niedrig sind.
Und bin so ganz verkehrt an jedem Sein,
Ein Spielzeug strenger Himmel, das zerbrochen
Von Anbeginn.

Und mürrisch läßt
Es mich im Winkel — und schwingen blühend
Hin hohe Reigen. Frageliebesblick
Munterer Weltenmädchen
Plaudert.
Und wie ich niederschaue totverloren,
Da wiehert auf das Kaffeehaus und reicht

Aus spitzem Keil, dem tintengiftumgrüntem —
Aasfliegen strotzen so im Schillerpanzer —
Mir einen Wisch mit Lauge.

Von Doktor So und So.

Und Jüngerfrauen,
Die stehn gar mildiglich verwundert, unverwandt
Zu mir empor zu schauen.

Dann ruft der Topf sie
»Leben Sie recht wohl, Herr Hille!«

KOSMOS

So leichthin lächelnd — Gesetz darin.
Und es ist eine Welt geronnen.
Den Göttern ist eine Welt gelungen,
Wie mir die meine.
Und ihre Qual,
Denn die haben sie.
Qualen tragen die Schönheit.
Ungeheuer.
Und schaffe nicht auch ich
Dein blühendes Schicksal?
Dein blauer, tauender Frieden-Himmel lächelt
Schmerzlich geschlossen,
Und peitscht mich wieder hinweg von mir.
Und all meine Lieder trinken bitteres Wasser,
Ruhlos peitschenden Mißklang,
Und röten gereizt üppige Gewitterblumen
Zu hohen Ahnungen auf,
Ihrer Kelche verwegen schwellenden Purpur
Tief in die Brust.
Brennt nicht ihr böses Feuer,
Das böse Feuer des schwarzen Gewebes,
Und ich finde nicht Ruh

In allen den wandernden Wogen
Des auseinander
Geratenen Meeres.
Und es wälzt mich meine lechzende Seele,
Wie der heiße Leib der Höhe
Rötlich ruhlos,
Welkt zusammen die wuchtenden Wälder
Grellaufschreienden Gestades.

BODEN

Siehe ich bin eine traurige Erde,
Größemüde sinnende Landschaft,
Tuend ruhende Schwere!
Wie von Werken
Trauriger Wein.
So verlorenes Stärken:
Was?
Schwarze Vögel,
Wie ein Trauerband gezogen
Um leisblaue zarte Schultern
Sehnenden Himmels,
Mit so nahen spähenden Augen,
Die was Schnelles sagen,
Kommt mir geflogen,
Die fragend, kündend.
Fichtenzweige sind getüpfelt.
Wie taubes Gold in welcher Hand,
Das bietend keinen Nehmer fand.

Flog mal an geschecktes Licht,
Ein verstecktes Kindsgesicht,
Flog mal an.
Ist wo verhalten Lieb in linder Luft
Listigen Taumels wonniges Leben,
Flüsterndes Sprühen
Verstohlen hinüber.

WALDESSTIMME

Wie deine grüngoldenen Augen funkeln,
Wald, du moosiger Träumer,
Wie so versonnen deine Gedanken dunkeln,
Saftstrotzender Tagesversäumer,
Einsiedel, schwer von Leben!

Über der Wipfel Hin- und Wiederschweben:
Wie's Atem holt

und näher kommt

und braust,

Und weiter zieht

und stille wird

und saust!

Über der Wipfel Hin- und Wiederschweben,
Hochoben steht ein ernster Ton,

Dem lauschten tausend Jahre schon

Und werden tausend Jahre lauschen.

Und immer dieses starke, donnerdunkle Rauschen.

AN GOTT

Deine Himmel sind mir viel zu süß:

Gib mir, mit freier Brust zu ragen,

Mit dir die Welten zu ertragen,

Wo du bist!

Das Buch

Myrddhin, Llew, Arian, ihre räuberischen Verwandten und
mehr.

Leicht erregbar und Versitzer von Augen. Sie haben kein
Geld der Erde.

Ihre tragischen Schicksale habe ich so mit ein gewöhnlicher
Lied.

Ich erkenne den Bürger, den Weltvergifter,

Ich erkenne den Neidenden.

Ein Geistes wie das, das da oben kommt.

Ich behalte meine Lieder.

AUS:

Myrddhin und Vivyan

EIN WELT- UND WALDSPIEL

FRAGMENTE

Wagnis.

Wahrheit.

Stark die nicht so stark.

Wahr die nicht wahrhaftig.

Es es gar nicht das ist.

Wie alle hat hat nicht nichts.

Sollen wir

Die Geschichte, lehren?

Wie die spielen?

Was die nicht Kind?

So spricht die so werden.

Und sprechen wir Lieder.

Wag!

Was will die was werden.

Wie ich nicht auch wie die?

Waggen selbst?

Oh nicht nicht ganz.

So richtig.

WALDSCHEIN

Die Erde gütlicher Augen
Wald, die sanfter Lüfte
Wie in warmen Tagen
In warmerer Tageszeiten
Kühler, schauer von Lüften

Das der Wind der von Westwinden
Was die Luft
und die Luft

Das was die Luft
und die Luft
Nur die Luft
Das der Wind der von Westwinden
Hoch die Luft

Das was die Luft
Das was die Luft
Das was die Luft

AN GOTT

Dein Name ist der Name
Gott ist der Name
Mit der die Luft
Die Luft

///

236

///

PFINGSTGEWITTER

Myrddhin: Löwe, Adler, ihre stürzenden Grausamkeiten sind
mehr als

Lammverspeisen und Verzehren von Ziegen. Sie haben Sein.
Sein der Höhe.

Ihre fragenden Grausamkeiten halte ich in mir, ein geduldiger
Löwe.

Ich stöhne den Rager, den Weltvergießer,

Ich brülle den Reißenden.

Bin Gewitter wie das, das da oben kommt.

Ich behalte meine Blitze:

Zerrissener Himmel

Gewaltiges Wort.

Und ist da oben wer Schriftgelehrter:

Mag sein Gewand zerreißen:

Bardenwart der!

Ja, ja, du Bardenwart der Lüfte, und wenn du noch so brummst.

Ragender,

Weltvergießer,

Frierst du nicht, so oben?

Wirst du nicht wahnsinnig,

Da so gar nichts dein ist.

Wer alles hat, hat wieder nichts.

Sollen wir

Dir Gesellschaft leisten?

Mit dir spielen?

Bist du nicht Kind?

So mußt du es werden.

Und besonders wir Dichter.

Wir?

Was weiß ich von anderen,

Bin ich nicht auch wie du?

So eigen allein!

Ob auch nicht ganz

So mächtig.

Ich will dich unterhalten:

Weiße Flammen taumeln,
Tanzen den jauchzenden Feuerreigen
Glühender Welt.
Leuchtende Gewitter blühen,
Klaräugige Stürme, Wolkenjäger
Wischen den sprühenden Schweiß
Von hämmernder Stirn.
Und wilder Segen ist,
Himmeltaumelnde Trunkenheit,
Zausen starker Neckerei.
Dankbar blüht da Lächeln aus tauig tummelndem Grunde.
Safttollende Kelche strotzend frischer Feuer bluten.
Weiß geschürzte Reigen,
Drängend leuchtende Gewitter
Drücken ihrer schwellenden Früchte
Berauschend erquickenden Saft
Auf diese weiß geschürzten selig auf —
Schmachtenden Reigen,
Warme Wolken gleiten glückleuchtend spazieren.
Umtaumelnd Mutwill, fromm die Erde, fürchtende Freude.
Wie sie ausbricht, die jubelstrotzende
Leidenschaft zusammenziehender Höhen.
Nachtigallenstürme aus wonnewankenden Wäldern.
Weichstark Dringen klingender Seele —
Jubelnd stirbt sich's am Lied.

Adler schreien und schlagen nieder
Mit jauchzendem Gefieder
Das dunkelgolden streitende Gewühl des Gewölks.
Silberscharf
Zackt das Wort der Höhenleidenschaft
Hin zu Tal,
Und der Erde reife Zeilen
Sind gesättigt, und ist ein Spiel.

Frommer Mutwill
Auf zu lachend starkem Vater.
Und Schläge
Tollender Zärtlichkeit
Schallen,
Rasendes Rauschen
Seliger Kräfte.
Wonne entwurzelt das Herz der Welt
In träufender, strahlenschütternder Wollust vergeht die Sonne
Zitternd am Tage entschlafend.
Blutende Wunden suchen sich
Zu süßmündenden Küssen,
Wohlige, rosige, ziehende Wunden. —
Weltenblüte
Verrucht vor Güte,
Flammende Wildnis
Ungezügelter Kräfte.
Blitzrankende Augen,
Leuchtende Dornen,
Scharfe Wildheit, bang, zerstörend,
Grausam scheu.
In Baum und Tier und mir
Lauschende Adern,
Wasserantlitz, wollust-klar,
Zitternder Zweige schauerndes Haar
Und aus Tollnis springende,
Wilde
Gebilde.
Spiel der Himmel.
Blumen und Blitz.
Leichtes Licht
Wie kriegende Kinder —
Springt und flimmert
Von Wolke zu Wolke.
Treu aufsteigende Flammenbäume.
Unzerstreuet,

Ein Gebet —
Steht der Wald
Aufgerichtet.
Und des Himmels Liebe:
Morgenröte des Hasses
Auf geschliffener Schneide:
Sich anlachender Schwertblitz,
Fern aufgerichtet steht
Waffen auf den Wald gestützt
Mir des Blitzes Sohn
Ins Antlitz. —
Und ist alles
Unzufrieden Blut,
Gattung der Welten.

WALD

Myrddhin: Und so, leidenschaftlicher Einsiedler der Schönheit,
werden wir
brausen — meine brausende Seele, der brausende Wald.
Dein zackig knorrig Geäst,
Wie unwillig stößt es ab.
Was.
Und seine Säfte hält es bei sich.
Starr bei sich.
Stummer sollte ich sein.
Ja, Wald, ich bin ein Schwätzer.
Du hast alles in Gebärden.
Worte nicht.
Und dafür genießt es tief
Sonnenumgossene Stämme,
Bebend fast spielend.
Wie die jungen Wipfel schauern schon seine Würzelchen dem
Mutwilligen Scherz

Sonnengescheckter Stämme
Und das Schauergeheimnis des Glücks,
Der langend träumenden Sonnentage.
Kluge Schritte
Spürend vertraulichen Wildes.
Sternentau leuchtet rau,
Sickert durch dunkelreines, tiefes Bogenblau.
In die schwarzen Mooszotten
Tief weichduftende drollig frische Kissen
Für die lebendigen Juwelen.
Johanniskäfer —
Die ihre eigene Brautnacht beleuchten,
Graues Gewölk peitscht am erblassenden Mond dahin,
So starrt es vorher,
So schnell gewandelt,
Man hält es für eins:
Gestalt des Wechsels,
Die Welt.
Gottes Leidenschaft
Schaut die Welt, die wieder leidenschaftliche.
Mein Geist hat Axt, spaltet die Knorren,
Ein Fiedelbogenstrich, der alle halten soll,
So scharf und weich und klar.
Rotbäckige Seelen sollten ihm lauschen,
Heimatsinnige,
Goldklarem Tone von der Leidenschaft,
Die groß Gott ist.

Freude willst du?
Tauche ins Leid.
Die schwarze Rose
Duftet Seelensieg atmend.

DAS GÖTTLICHE

Myrddhin: Die Fackel, die leuchtet, wehrt auch ab,
Mein Land hinanlohen!
Schlafende Flamme, daß ich dich immer wieder wecken muß.
In mir.
Hautselig, übergebändig.
Weltgewand zusammenraffender Hautseligkeit.
Und eine Trägheit,
Kriechen wie eine blöde Kröte,
Und der Traum ein Spiegel,
Er muß mir erst zeigen, wie dumm ich bin!
Wie dumm und blöd.
Nie hab' ich mich beisammen!
So schöne, hohe Kräfte.
Bald hier flattern sie, dann da.
Und das Schönste: Das Dunkel der Einsamkeit dazu.
Die losen Stunden, die wir andern geben, uns nehmen sie Werk.
Und meine geistleuchtenden Tage schreien taumelnd in meinem
Gaukelnd verflackerten Schädel Wahn an die Wände.
Und der Gittergeist.
Das Antlitz des Gittergeistes preßt sich gegen die Barren meiner
Verblendung. Und die Tage schlafen lärmend um meine wachen
Nächte. Und ich lasse alles hereinlärmern in verdunkelnder
Helligkeit an dies stets flammende Tier.
Wann halte ich Pflichtvergessener
Denn endlich einmal meiner Höhe Herdfeuer im Gange!
Aus Priestertöpfen soll er nicht essen und ich gebe ihm ja nichts.
Meine Küsse zürnen, prägen Wasser, ziehen Durst an: ein
Flammenflehen kriecht vor Schwäche in Asche.
Und wenn das freit, warum muß ich nachgeben?
Schwach der Schwäche willen.
Ein süßlich Versickern.
Quelle des Geistes.
Die hinan soll.
Zu Ursprung,

daß er sich darin spiegle.
Höre ja nur die Geschlechtsrufe
In mir noch mehr, als um mich. Leben heran.
Immer mehr leben heran.
Wozu?
Muß ich so viel haben, dann faß irgend doch zusammen in eine
Gral. [reine Liebe.
Allen Weibesseelen feindend mit meinem heißen
Weißen, heimatwehen, duftenden Priestergeiste.

MYRDDHIN MIT DER WÜNSCHELRUTE

Ja, so weit geht es.
Draußen suchen, was man nicht in sich findet.
Feierlich suchen, nur um sich Halt zu geben,
Innerlich weiter zu suchen in den weichend, neckischen Kräften
Und die doch tückisch aufbauen, wo uns die Geduld ausgeht.
Und unsere Geduld Greis werden lassen, ehe sie uns was zeigen.
Ein Jammer! Ein Irrweg!
Ein Weg. — Ja.
Ein lebendiger Irrweg,
Dann, dann bin ich lebendig:
Im Irren.
Im Tun — so langsam, das finde ich ja doch nicht zusammen,
Was da Tat werden soll.
Es kommt gewiß, nur ich komme nicht an.
Harren, lebendig einen Ton harren,
Eine mürrisch klirrende Tageskette lang
Einen Ton, das ist mit der Welt gehen.
Das ist so der Welt Pendel, der so einen Tag zusammenholt.
Tick, tack, tick, tack,
Ja tue auf deinen schauernden Schatz,
Mürrischer Schlund.
Rauher Riese, du Fels.
Wirf deinen rieselnden Quell.

Übergefühl,
Wetter umzogen.
Ob es den Tagen so paßt, daß es so wenig Fromme unter ihnen
gibt? Franke, Blaue.

Diese graue Buntheit der Verdüsterungen —
Kein Tag wie der andere!
Alles unter diesen blauen Augen!
Ah, so!
Ja, Wetter.
Ein ernstliches Wasser, wie Traum der Arbeit rieselt hier nieder:
Hitze, Leidenschaft, so bist du Arbeit?
Ein Merkstein. Der Urwald als Merkstein.
Schwarze Trübsale, Taugebilde schmal geronnen.
Die Schwüle, die zottig trockenen Felsen und Steine der Luft
Über den welkgrellen Streifen der Blumen der Schwefelranken.
Bleicher Blitz,
Erlösendes Schwert,
Entbange du die Unerträgliche!
Dies Übergefühl!
Wie der junge Baum des Lichtes hinauf wächst in weicher
Schärfe, überall das üppig schwüle Geblätter der Höhe.
So nun du, Sprache des Lichts, des erzürnten Lichts!
Du lauter Zorn des Lichts, wie nieder rauscht dein Schweiß,
Bis du deinen Meister erreicht!
Erquickender Zorn der Höhe, so leuchtest du alles Dumpfe
Und Stickige ein in deiner prasselnden, weichen, wuchtenden
Fülle. Warum so kein Blitz für mich!
Ein scheidender, reinigender!
Soll's anders sein. Es muß doch mal sein.
Ich ertrage es nicht mehr! Warum für mich nur Erschlagende?
Ist das plump?
Sieh mal Gott, dieses geschriftrauschige Gehänge,
Dieses getragene Rot.
Wüßt ich einen Gesellen wie mich, ich würde zu ihm.
Stimme: Was ist, sehnt sich nicht.

TODESKLAGE

Und es weilt so lange die Sonne, so trauergütig, Abschied nehmen,
Als wollte sie die Kymrenerde, so lange sie die noch sei, nicht
verlassen.

Wie sie streichelt die blutend hinweg-flutenden Säfte des sterben-
den Volkes, die hinsinken der Sonne, wie man Blut der Ge-
opferten in Tüchlein auffängt.

Wie tief sende Glut am Herd des Gedächtnisses mit seinen tief-
glühenden, spielenden Blumen, diesen heißen Rosen.

Dieses Nachtmahl des Todesrausches, blutig leuchtend!

Und immer innig glutender leuchtend das Heldenblut da im
heiligen Gral.

Und wie die ringenden Wunden aufeinander sich pressen, da ist
es fast wie Wollust, wie Vermählung von Klaue und Krallen,
wie selig ineinander Bluten.

Da hebt aufatmend der Schein sich weit und blutklar anleuchtend
über sich selbst — und ist verschieden.

Dann fällt Nacht in den Wein.

MYRDDHIN FREMDAUGIG

Myrddhin: Wer kann einen Sturm mißbrauchen?

Einen Hagelschlag, die Güte des Himmels für die Erde und ihre
Der auch unsere Haut mitstreichelt. [Saat?

Vivyan: Bist du wieder nicht bei dir?

Nicht bei mir.

Myrddhin: Ja,

Ich war bei dem anderen,

Das grau und grinsend mich umringt und sagt, es ist so nahe.
Hast recht.

Bei mir bin ich zu Hause.

Was von mir fürchte ich.

Wie meine Kraft rauscht und singt,

Meine spöttische Sehnsucht.
Mein Lodern.
Dein Modern.
Trüb grüne Trauer,
Wie ich mit heiliger Grausamkeit mein Innenruhendes ver-
zehre. —

Wo ist das Wetter geblieben?
Es regnet und stürmt.
Stürmt Blut.
Vivyan: Ich bin trübe, so regnet's in der Welt.
Ich zürne und die Stürme rasen.
Myrddhin: Laß mal sehen — deine Augen: zürnende Edelsteine.
Wie rein, scharf, Blut blitzend.
Laß noch stehen.
Vivyan: Kann ich denn?
Bin dir ja so gut.
Myrddhin: Das ist's eben.
Das Kellermuffige.
Wohnt keine Seele in dir.
Bist immer verweht.
Und deine Innenbrunst steigerst du.
Wie's berauscht,
Das Grobe,
Ins Gesicht schlägt unseres Feuers,
Ins zarte Seelenantlitz.
Du Sonderbare!
Von deinen Launen, Wünschen, Regungen leben die Menschen.
Komm, ich bin grob.
Gespenst des Leibes — ein Wirbel meines törichten Blutes
treibt —
Sehr grob.
So, wehe zottige Waldseele, winde sie ein in deines Haares
blutende Flamme
Und laß dich streicheln von meinem liebenden, seelensuchenden
Blick.
Das tut dir wohl. Bringt dich nah.

Du Berserkerhaar mit deinen wilden flutenden Lanzen
Die stechen mußten.
Denn das ist der Sinn des Lebens:
Daß alles von wo anders kommt als es erwartet wird.
Im Auge das Weh, die Seligkeit —
Was will das Leben.
So ist das Leben — und das müssen wir zusammenlesen.

TATKRAFT

Myrddhin: Ich habe nicht traurig zu sein, nicht hilflos zu tragen.
Stark heiter. Das hab ich zu sein: Was lasse ich mir von jedem
Wind die blöden Kohlen wieder anfachen, die mir in den
Lenden stecken.
Ich verbiete mir, mich aufzubringen, traurig zu sein.
Ich verbiete mir, mich zu hassen.
Wann meine Lippen was tragen, was suchen sie: Staub.
Ich verbiete mir von meiner Seele zu nehmen und nicht ihr zu
geben.
In der Einsamkeit, eine wehe Sonne, da will ich leuchten lernen.
Erst Fertige gehören hinaus.
Die Flammen des Geschlechts sind dann eine Sonne geworden;
Eine weise Sonne für alle.
Dann werbt um mich.
Alle.
Mann und Weib.
Gleich.
Die hohe Leidenschaft, die Liebe zu allen Geschwistern des
Odems brennt glühender, inniger.
Mehr als Rauschvergehen ist Rauschtun.
Allen.
Daß sie ihn mitnehmen.
Als Weisheit entfalten.
Alle sollt ihr dann werben um mich.
Nun, altes Mütterchen,

Keinem versage ich mich.
Deine welken Wehen, ich verstehe.
Stille sie.
Und euch ihr Barden, wie werde ich dann euch erst lüften.
Ihr Unfertigen, die ihr euch an Unfertige kauert.
Wollt ihr auseinander.
Auseinander sage ich.
Ich will euch helfen, eure Blöße zu verdecken!
Ihr müden, mürrischen Felsen, die ihr die Nässe liebt!
Und dann meint: Ihr seid Gärten.
Es gibt nur einen Stern für uns.
Den Mannesstern.
Den grauen Stern der Tatkraft.
Und hoch lodert aller Welten suchendes Können in einer
Klaren, blanken, aller Kräfte Wirbel ruhig lachenden Flamme.
Das will der Weltvater von allen.
Ach ihr Schelme!
Ihr Träumenden!
Ihr leichten gewandigen, zierlichen Flammen!
Wie so schelmisch ihr tanzt — Barden auf Kugeln.

WACHSTUM

Myrddhin: Ich will nun innerer Herrscher werden.
Mag Inneres mich als Sklave schlau umschleichen.
Es stockt der Schritt, so nur sich etwas regt.
Da draußen, wo nicht reicht das Sein.
Also weiter wachsen!
Haben's gut die Pflanzen!
Weh und quälend wächst, was ein Mensch ist, in sich hinein.
Immer mehr hinein. Nicht hinaus wie die Pflanzen.
Wie eine Traumewand mit Händen unserer Seele wir schieben —
Aus grellem, fürchterlichem Urgebilde.
Da sollen wir dann hausen, in rundergossenem Kerker.
Eingekerkert.

Und nun freie klare Luft der großen Wirklichkeit.
 O Traum, du furchtbar naher Nachbar.
 Und wild, ganz anderer.
 Und was werden dann für andere kommen. —
 O Welt, bist du furchtbar:
 Denn du hast einen Sinn.
 Und den erfüllst du und marterst uns zu deinem Leben.
 Und darum Geschlechtsfeste, denen Fleisch wächst.
 So, nun, ihr schweren, scheuen Kymren-Schöbe, sollt ihr
 Euch schwingen wie üppig bleiche Sterne, wie Anemonenseelen.
 Äolsharfenglutend.
 Maskenzug.
 Cider.
 Wollt ihr Cider dazu trinken?
 Ernst berauscht sollt ihr Kinder wollen,
 Nicht verhohlen, verstohlen, insgeheim.
 Nein, Kinder des Volks. —
 Zugewollt; wie einen Becher euch dem Vaterlande zugetragen.
 Der heilige Gral.
 Und wollt ihr nicht?
 Wollt ihr nicht die Wonneströme durch eures Lebens Ströme
 Fließen lassen, so lebt euch geistig, frei und geistig aneinander
 hoch.
 Und fallt ihr:
 Nicht gar so schlimm,
 So fallt auf Blumen ihr und Kräuter hin.
 Und eine Nachtigall fliegt weg.
 Und sprengt ein paar Wipfel weiter ihr Liederherz.
 Des Dichters weihefarbene Sehnsucht
 Sind die Erfüllung der Völker, das Lied der Welt.

EIN TOPF ICH

Kein Mensch zu sehen. Geheimnisvoll wallt der Inhalt eines von
 leichten, schwarzen großen Flocken dicht überzogenen Kessels.
 Oben auf der Höhe, genährt von harziger, knorrendgedrehter Faser.

Dünn und leicht umdrängt ihn in immer neuen, muntern, höhern und geschwindern Puffen ein zarter, blauer, flüssiger Rauch. Blaßrot, in leisen, breiten Zacken, mehr der Geist der Flamme als die Flamme selbst, kracht die Glut empor von dem schwarzen, stenglich sich biegender, in feurige Ringelglieder gleichsam freiwillig sich zerlegendem Holze.

Und das ist so eine gesunde, herbe Bitterkeit.

Und der Enzian, der bitterblaue Enzian, der bitter ist von Himmel und Erde, denn auch die Luft ist zartsüß hier und leicht und bitter, wie eine kräftige Hand, die den Bogen spannt.

Und so rau und herb und männlich der Geruch aus dem stark gezähnten tiefblauen Blütenmunde.

In schöner Bequemlichkeit ziehen hier die Jahresringe ihre weiten Bogen, die man erst im ganzen übersieht, Pilze hüpfen auf, sonst ist alles starkes, stilles Wachstum.

MYRDDHIN TODESTON

Mein Blut, mein Volk
Fließe hin und dunkel,
Schließe du die Tür
Uns beiden.
So, Sonne, trinke du
Nun unser Blut
Tief in dich ein
Und gib es wieder.
Daß wir uns dann wieder haben.
Und es wird hell und wir sind da.

Platoniker: Ich habe dich zu einem ... (faint text)

Platoniker: Was du sagst ... (faint text)

AUS:

Des Platonikers Sohn

ERZIEHUNGSTRAGÖDIE IN FÜNF VORGÄNGEN

Platoniker: ... (faint text)

Platoniker: ... (faint text)

Platoniker: Was du sagst ... (faint text)

Faint, illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the page.

Faint, illegible section header or title.

Faint, illegible text, possibly a list or table of contents.

DRITTER VORGANG

Zehnte Gruppe

(*Petrarcas Zimmer*)

Petrarca: Ich habe mit dir zu reden, Giovanni: ein sehr ernstes Wort. Du schädigst meinen Ruf. Es läuft ein sehr böses Gerücht — du verkehrst da, wie ich höre, mit einem sehr verdächtigen —

Giovanni: Messer!

Petrarca: Was, du drohst mir? Verzeihe, daß ich die Erwählte die deinem zarten, für das Edle und Gute so überaus empfänglichen Herzen alle Ehre macht, als ein verdächtiges Weibsbild —

Giovanni: Kein Wort mehr, sie ist meine Geliebte, meine Braut.

Petrarca (*lacht heiser*): So, deine Geliebte? Verzeihe gütigst! Und wo hast du denn diese deine Geliebte kennen gelernt? — In einer verrufenen Schenke mit wüsten, abgerissenen Burschen, die die Wissenschaften schänden, denen sie zu dienen vorgeben, in deren Namen sie sich durch die Welt stehlen!

Giovanni: Es sind meine Freunde.

Petrarca: Was du sagst? — Gewiß, es sind deine Freunde. Und Freunde, die deiner vollkommen würdig, dir vollkommen ebenbürtig sind. Nur, daß sie trotz ihrer Verkommenheit deinen Talenten weit überlegen sind. Aber womit bewirtest du sie denn, denn auf der Tasche werden sie dir doch liegen wollen, diese deine Freunde — denn sonst hätte die ganze Sache keinen Zweck — sag, womit denkst du sie zu bewirten? Denn du leistest nichts, und ich sehe nicht ein, wie du jemals in die Lage kommen könntest, einen anständigen Erwerb dir zu verschaffen. Denn so niedrig ist kein Stand, daß du ihn zu erreichen vermöchtest. Daran denkst du auch nicht, im Gegenteil, schwer und unerträglich liegst du mir im Hause. — Daran, wie widrig das mir sein muß, deine Faulheit und unerhörten Stumpsinn ohne die mindeste Aussicht auf Änderung hier füttern zu müssen, was die Nachbarn darüber sagen, wie sich die Leute darüber aufhalten, daran denkst du natürlich nicht. Oder ahmst du vielleicht dem

Fabius Kunktator nach? Solche Lorbeeren lassen sich aber nur auf rauhen Kriegspfaden, nicht in der Stube erwerben. Und nun geht das Herrchen hin und bekommt mir noch Gelüste! Für deren Befriedigung soll ich nun auch noch sorgen? Dafür sorgen, daß du deine Nebenbuhler — (*da Giovanni auffahren will*) ja Nebenbuhler, und deren sind nicht wenig —

Giovanni: Nicht zu —

Petrarca: Ausstichst. Und das soll ich tun? — Ich der schon als junger Mann wegen eines lateinischen Heldengedichts auf dem Kapitol angesichts der ganzen Welt gekrönt wurde, ich, der ich meine reine Liebe in Sonetten, die das Entzücken aller verfeinerten Geister bilden und bilden werden, so lange noch die Sterne mit ihrem reinen Glanz die dunstvolle Erde krönen, gefeiert und unsterblich gemacht habe? — O, Laura, ich habe das Wort verstanden, ich habe es verstehen gelernt, das du mir sagtest, als du mir im Traume erschienest. »Weine nicht um mich, Geliebter, ich lebe und lebe so selig, daß ich dir das gar nicht beschreiben kann — du aber bist gestorben, denn du weilst noch auf der Erde.« Ja, ich habe die Jämmerlichkeit des Erdenlebens empfunden, als der Würgengel des schwarzen Todes alle Reiche der Erde durchzog. — Besonders aber du, du legst mir die Wahrheit ihrer Worte so recht nahe — und dafür danke ich dir — aber nun —

Giovanni: Wisset, Messer, diese Laura hängt mir endlich zum Halse heraus. Ein Mädchen, das eines anderen Frau geworden ist, eine Frau, die einen anderen geheiratet, den lieber gewollt hat, läßt man einfach laufen.

Petrarca: Giovanni, du gehst, du gehst, sofort gehst du! Du stürzest mich in die Hölle, ich weiß — aber ich kann und darf nicht leiden, daß die Makellose geschmäht wird, geschmäht von meinem eigenen Flei — nein schon diese, diese maßlose Frechheit zeigt, daß ich keine Schuld habe an dir. Eben weil meine Liebe lauter blieb und auf einem Altare stand, so konnte auch meine Kunst so glänzend sie gestalten und durch die Ewigkeit sie tragen. Die Laura, diese Engelsgestalt, von der ich nicht Kuß und kaum einen Blick erhielt, sie preise ich mit meinem holde-

sten Kräften. Sie aber, die mein sündiges Fleisch zur Sünde ergötzt, die mich verdunkelte, es ist nur Recht, daß auch sie im Dunkel bleibt, sie ist überwunden, und wie ich ihr verzieh, so möge auch Gott mir und ihr verzeihen. (*Da Giovanni aufmerksam geworden.*) So würde ich denken, hätte ich wie du gefehlt, nicht aber pochen auf diese schmutzigen Rechte und das Reine schmähren um seinetwillen.

Giovanni: Wer die Liebe kennt, muß auch mich verstehen.

Petrarca: Da müßte ich ja auch den Bock verstehen. Doch er hat keine Vernunft und ist entschuldigt. Und du verlangst einen Stall, mein tierisch gewordener Giovanni, und den kann ich dir nicht geben, und einen Trog. Den weiß ich dir nicht zu füllen. Ich weiß ja nicht, was du vorziehst, Rüben oder Treber. So ist es besser, wir trennen uns. Deine Entzückungen sind mir widerwärtig, für meine Heiligtümer hast du nur Hohn und gegen meine ganze Lebensaufgabe — verzeihe, ich kann nicht anders, ich muß die Sache bezeichnen — den Ingrim des Tölpels. Aber ganz nackt will ich nun dich doch nicht an den Weg setzen. Von dem Wenigen, was den Dieben nicht in die Hände gefallen — und weißt du wirklich nichts von ihnen? — (*Giovanni schweigt verächtlich*) ist, gebe ich dir die Hälfte. Und schreit die Not zu sehr, und gewinnst du's über dich, dann noch dich an mich zu wenden, vielleicht bleibt dir alsdann meine Hand nicht verschlossen. Aber sonst ist alles aus, jede warme Empfindung, zu deinen Gunsten sprach bisweilen noch etwas in mir, auch wenn du fehltest, ist durchschnitten durch dein Wort von eben. Ja, ich kann dir kaum zürnen und dich nur fast bedauern, denn du bist mir zu gleichgültig, als daß ich dich verachten könnte. Aber dein Anblick tut mir nicht gut, er nimmt mir meine Ruhe, darum weg, weg, weg! (*Giovanni geht mit festen, abgemessenen Schritten zu seinem Barett am Boden, bückt sich, setzt es auf und geht hinaus. Draußen hört man ihn pfeifen.*)

VIERTER VORGANG

Zweite Gruppe

(*Karthause bei Pavia. — Zellenhäuschen mit Brettstuhl, Matratze, Tisch, Krug, in der Tür Speiseklappe. — Andere Zellenhäuschen sichtbar, in der Mitte die große, herrliche Kirche.*)

Pater Bruno: Ja, Francesco, für unsere lieben Gäste haben wir schon noch etwas Bequemlichkeit und kennen kein größeres Vergnügen als ihr Behagen daran. Darum bitte, lieber Bruder, schenk' dir ein, ich freue mich, wie es dir mundet. Sieh, mir täte der Wein nicht gut, wir haben mit schwerer Mühe und langer Abtötung etwas Ruhe in unser Seelenbängen gebracht. Aber eine rote Welle würde die ganze Ruhe fortheben, und dann wäre die große Lebensarbeit wie eines Knäbleins Sandbau, den ein Karren umstreift.

Petrarca (im Polstersessel): Und ich Gesunder brauche euren Krankensessel!

Bruno: Freu dich doch, daß keiner ihn bedarf. Zeichen der Gesundheit hier oben.

Petrarca (sinnend): Ja, hier oben ist reine Luft. Hier fände auch ich wohl den Frieden. Wie wär's, wenn ich bei euch bliebe und den ganzen Weltgeist hier ablegte?

Bruno: Ja, so sind die Weltleute. Da meinen sie, das Kloster tät's, die Mauern. Nein, darin steckt kein Frieden. Der wohnt hier oben ebenso wenig wie unten in der Welt. Den muß man sich schon mitbringen. Er ist das Göttliche im Menschen. Wir können ihn nur bewahren hier. Alles muß man mitbringen und darum nur seine Sachen unten lassen. Wer noch Getümmel hat, in wem's noch schreit von Weh und Streit, der stört hier oben nur den Frieden. Denn hier in der Stille, in der äußeren Ruhe wird die Unruhe erst recht lebendig und die unbeschäftigte Seele wild und wahnsinnig, wenn sie nicht beten kann. Und das Beten ist so gewaltig tief und so gewaltig einfach. Und darum ist auch nur ein so recht Gottesfrischer für uns tauglich. Der hat

noch die Gabe großer Mannhaftigkeit. Oder so ein ganz und gar Abgetöteter, von der Welt Vernichteter. Aber die sind so selten! Nur der mitgebrachte Frieden gedeiht, und dann allerdings köstlich. Und du darfst auch keinen Frieden; du bist eine Art, die sich ärgern muß, um fröhlich zu sein. Das machen noch die Prozesse, die Prozesse, die in dich ausgewachsen sind. Vom Vater her. Man muß das Kloster eben mitbringen. Aber daß ich das dem hochwürdigen Kanonikus von Parma noch sagen muß! und deshalb, lieber Bruder, müßtest du nicht zu hart mit unsern Brüdern sein! Es sind zum größten Teil wohl nur Unglückliche, die sich täuschten und nun muß das Kloster sie betäuben.

Petrarca: Ja, ich meinte euch doch nicht. Mir ekelt vor der schleimigen Seele der Lust und den Augen der Welt, die glühen wie lüsterne Juwelen. Mir widerstrebte es, Laster zu mästen und bitter fand ich bald die purpurnen Lügen der Lippen. Das alles aber fand ich in Klöstern; nur noch schlimmer, entarteter. Euer Orden ist mir immer ehrwürdig gewesen. Seine Strenge, seine seine erhabene —.

Bruno: Ich weiß. Sieh mal, du bist selbst so etwas wie ein unglücklicher Mönch. Du wolltest jungfräulich sein und fielest noch unter die Weltleute. Du tatest Unrecht an einem Weibe und den Kindern, die sie dir gebar, weil dir die Ehe zu fleischlich erschien. Und als das Unrecht geschehen, da fühltest du das Verkehrte und — verstießest dein Weib, und deine Kinder wuchsen auf in so einer Art Willkürliche, ohne Hegung. Deine Empfindungen zu ihnen waren falsch, wie ihre Zeugung falsch gewesen, falsch geworden durch die innere Lüge. Besonders dein Sohn mußte leiden, weil der Vater eitel war, Gelehrtenerbe von ihm verlangte und ihn enterbte, weil er das nicht bekam. Und so durch eigene Schuld Friedloser des Geistes, ward er ungerecht gegen seine Mitschuldigen, die mißratenen Klosterseelen und will sie mit Stumpf und Stiel vernichten, mit Feuer und Schwert ihnen zu Leibe. Nicht also, lieber Bruder! Suche selbst Frieden, und du wirst Mitgefühl haben mit dem Streit und dem unseligen Erliegen der Brüder in Christo. Die Thebaide ist in uns, das Paradies — kein Kloster.

... die erste große ...
... die zweite große ...
... die dritte große ...
... die vierte große ...
... die fünfte große ...
... die sechste große ...
... die siebte große ...
... die achte große ...
... die neunte große ...
... die zehnte große ...
... die elfte große ...
... die zwölfte große ...
... die dreizehnte große ...
... die vierzehnte große ...
... die fünfzehnte große ...
... die sechzehnte große ...
... die siebzehnte große ...
... die achtzehnte große ...
... die neunzehnte große ...
... die zwanzigste große ...
... die einundzwanzigste große ...
... die zweiundzwanzigste große ...
... die dreiundzwanzigste große ...
... die vierundzwanzigste große ...
... die fünfundzwanzigste große ...
... die sechsundzwanzigste große ...
... die siebenundzwanzigste große ...
... die achtundzwanzigste große ...
... die neunundzwanzigste große ...
... die dreißigste große ...

AUS:

Das Mysterium Jesu

1821
Das Mysterium Jan

MARIÄ EMPFÄNGNIS

Das Kind des Tempels war niemals irdisch, nie stofflich verdunkelt gewesen.

Nicht einmal Spiel und Scherz, Reihentanz, Bewegungs- und Stimmenfreude an sich und den Gespielinnen hatte sie vorbeschäftigt, die heitere Dienerin des Tempels, die demütig beflissene Gehilfin. Kein Verlangen nach dem saftprallen Herzen einer Frucht, eines Kindes aus dem Pflanzenreich, kein Schönheitsdrang nach dem duftenden Liede aus Farbe und Duft, der blühenden Weise der Blume hatte dem jungen Willen auch nur eine Regung entzogen. Nur dem himmlischen Vater, dem Gotte Israels, dem Herrn der Heerscharen, der niederwirft die Hochmütigen und die Bedränger seiner Kinder, die Halsstarrigen und Unbeschnittenen des Herzens, aber erhebt die Verdemütigten, ihm, vor dem die Blitze schreiben die Sprüche seines Zürnens und die Donner blasen die Posaunen seines Nahens, dunkle, wuchtig schmetternde Posaunen. Er aber naht lieblich wie das Säuseln im Rosengebüsche des Tales von Saron, ihm allein war ihr Wesen ergossen.

Und das erste, einzige, was in ihrem jungen, züchtigen Kinderhirne groß und sicher sich eingrub unter dem deutenden Finger der Mutter Anna, das war das Buch des heiligen Gesetzes.

Und ihr erstes Lallen war Gebet.

Feierlich war ihre Kindheit aufgewachsen in der heiligen hochgetönten Einsamkeit des Tempels.

Nur Frömmigkeit sah sie, Opfer und Gebet, hin zum gütig erhörenden Vater. Und ihr frommer Fleiß, die ernste Anmut ihrer weiblichen Kunstfertigkeit wob am Schmuck des Hauses, in dessen Dienst sie sich gestellt hatte.

Und ruheten sie ihre Finger streckend aus, sie legte sie zum Gebet zusammen. Und neben ihr betete die Blume des frommen Gebetes: die Lilie, die Blüte unantastbarer Reinheit.

Deren makelloser Kelch war der heranwachsenden Jungfrau auch hier an heiliger Stätte ein schärferer Mahner zu unausgesetzter Flucht und Wachsamkeit, die ja ist die Tapferkeit der Seele. Die

Seele kann stäubchenloser sein als irgendwas in der Welt und den König und Meister der Seelen erfreuen und erquicken in seiner wunschlosen Heiligkeit.

Und je mehr Tugend, so mehr Pflege, so kostbarer wird sie, um so mehr wird ihr nachgestellt, um so mehr muß sie behütet werden.

Maria betet, sie hat ihre zarten Finger vor den geschlossenen Augen und sieht nach innen, zurück nach dem Urquell ihrer in Andachtsglut zitternden Seele.

Und dieses Licht ihres Geistes, das schon als kleines Flämmchen so hell gebrannt hat vor dem Herrn und stündlich langsam gewachsen ist wie Gestalt und Alter, und heller geworden zugleich mit der Einsicht — nun atmet es tief und dehnt sich höher vor den stillen, den sanften, heitern, den leiser spiegelnden Augen des Höchsten. Sein Herz bewegt sich. Und seine himmelergossene Urkraft glänzt heller hervor, aus ihrer heiligen gütigen Strenge die Gottheit wallt, und aus der Allmacht flutender Zufriedenheit sprießt wie ein Stengel der Geist: hellfeste Tat.

Auftragahnende Engel glühen vor Lust des Gehorsams, flugstraffem Eifer. Wangenzarte Freude aber glüht in den Antlitzen der Bleibenden still. Fröhlich schwingen des Göttlichen Zweige und werfen ihren Strauß aus Geisterwelt der lautersten Seelengestalt, dem edelsten Gruße aus Erdenland.

Da vollendet ein Strahlenbogen den dunkelentschlummerten Blick der Betenden.

Vor ihr steht eine helle, freundlichweiche, wie Befehl einer gütigen Gottheit weichhärteste Lichtgestalt und lodert reine, prüfende Züge.

Es atmet hier Jenseits und sieht mit den dünnen, strengen Nüstern, die wie Geisterluft zittern, aus wie Zorn. Und ist doch kein Zorn, sondern Ruh und Wesenheit.

Nun spricht Licht, Gott durchruft die Geweihte. Lind und hold und heller lebt das Licht.

Sein Geist umschwingt ihre Seele mit Wirbelschwertern. Droben geronnen in den Flügeln noch zittert nach die Reinheit seiner

Schärfe. Noch aber stehn in der Luft seiner Sendung Töne, schönheitsergießender als Melodie und Wohllaut kann schlafen in irdischen Saiten, Töne, wie nur die Gottesnähe sie gibt: Schwingungen göttlicher Worte, die den Himmel an unser Ohr bringen. Und Maria, die Gottesmagd, schaudert, doch Gehorsam läßt auch kein Erschrecken, kein Zagen in das reine Meiden gelangen, das nun ein reines Leiden werden soll. »Siehe, ich bin die Magd des Herrn!« So erhaben, so wahr, so alles redet nur die Demut.

Und um so inniger versenkt sich die Jungfrau ins Gebet, darin sich zu sichern gegen zerstreue, grüblerische Gedanken, und nicht zu erschrecken, sich nicht zu erheben, um so würdiger sich zu weihen der hohen Erhabenheit, welche die Berufung ihres Gottes über sie bringen will, die Unwürdige.

Aber Gott, Gott muß es wissen, ihm sei es überlassen. Und sie atmet ganz Liebe und Andacht. Und lieb sind ihr die Stunden, da des Tempels starre Pflicht, die, obwohl gewissenhaft erfüllt, schon etwas zurücktritt, sie freigibt, da eilen zum Schemel ihre Kniee und sinkt in die Hände ihr sehndes Antlitz und in Gottes Schoß ihre flüchtende Seele.

Und still ruht sie, gestärkt, freudig, ganz ergeben, ganz ausgeglichen hinüber ins Göttliche.

Erwartend löst sich auf die Zeit, und es beginnt zu spielen von Licht. Düster, düstergolden wie Fußtapfen. Geisterbängen Sonnenscheines steckt noch Glanz in glorienvoller Kammer, und des Weibes junge, mildmächtige Seele steigt, und das Licht steigt und jubelt und zittert, und ein Körper ist nicht mehr da, es müßte denn der Leib sein vor dem Schemel, der starre —.

Ob es der ihre, sie weiß es nicht, es sorgt sie nicht. Sie fragt nicht, sie ist ganz Seele, ganz Gottes. Und seine Macht leuchtet, daß ihr die Sinne, auch die Sinne der Seele, vergehen, die Fähigkeiten zur Welt, zum Erfassen der höheren Welt ohne die fleischmühsamen Gebilde.

Und nun, da sie wieder zu sich gekommen, da sie wieder in ihrem Leibe ist, nun weiß sie, daß sie Gott trägt und ausreift: die Jungfrau wird frommsorgsame Mutter, ihr Leib nun selbst ein

sorgsam zu behütender Tempel. Ein Gefäß der Gnade, vor jedem Anstoß zu bewahren um deswillen, was sich darin bereitet, der ganzen Welt und ihr zum Heile.

Sie fühlt nur mehr Weib, die Heilige, die heilige Mutter, die Gottesträgerin, zu der mit scheuer Ehrfurcht zagsam aufsehn die Engel.

EPIPHANIAS

Nicht nur Irrwische locken, nicht nur das Verkehrte ruft. Ein rufender Stern, ein Zeichenstern, keine fernleuchtende Lebenssonne: ein Licht der Geistigkeit ist dem innern Auge der geweihten Forscher des königlichen Ostens aufgegangen. Im Westen steht er und deutet Gefahr und große Ferne. Des Geisterkönigs Ruf ist ihnen genug, sie, die stolzen Herrscher forschen draußen wie wegesfremde Wanderer. Abenteurern werden sie gleich in Heiligkeit. In Sterneneinsamkeit, die ernstesten Augen oben — taucht er wieder auf, der Stern? — ziehn sie weiter, Nacht für Nacht. Zweifelnd wie einer großen Narrheit schuldig, und haltlos. Jerusalem, die Hauptstadt, weiß nichts von diesem König. So gewinnen sie wieder das Tor und die vertraute Nacht, da zeigt Melchior nach oben. Die Beiden nicken. So hell ist der Stern, daß jedes Steinchen klar wird und kein Fehltritt der Kamele ihnen Schaden trägt. Kein Zaudern mehr!

Da — der nicht hoch leisziehende Stern ist in Festigkeit eingelaufen. Starr steht er. Sie sehn sich um — nichts! Ja da: ein kleiner Stall! Haben sie nicht husten hören? Da kommen Hirten an ihnen vorüber. Vor dem Stall knien sie. Sonderbar! Der Dolmetsch fragt. Mit leiser Stimme, wie eine seltsame Sache mitgeteilt wird, kommt die Antwort zurück:

»Die Hirten beten den neugeborenen König der Juden an.« Hier? So ärmlich? Der große Geisterkönig? Die Magier sehen sich an. Im Licht auf allen Stirnen verständigt schreiten sie hinzu. Allmachternst in fragenden Äuglein. Zarte Gebärden in weltschaffenden Händchen. Schon knieen sie. Vor ihnen wachen

wie um ein heiliges Wunder die heiligen Eltern. Die reinste Mutter, der edelste Bräutigam, und wehren nicht, wen immer sein heiliger Wille treibt zur Verehrung. Sie wissen: dieses Kind gehört der Welt — sie dürfen's nicht abschließen, und haben den Schandenschein untreuer Begehrlichkeit und schwachmütiger Duldung auf sich genommen.

Wie eine nächtliche Erscheinung sind verschwunden die Könige. Der Königsknabe, wie oft nicht gedachten sie seiner. Aber er leidet Erlösung; so müssen die starken Verehrer ihren Gott der Verachtung und blutiger Erbitterung überlassen.

Eines Abends fanden die Hirten den Stall der Gottheit leer. Als aber das Reich der Allmacht in die Söhne des Elends zog, da erinnerten die davon Überlebenden sich des Überlebten, und sie verließen ihre Herde wieder.

Diesmal aber nicht für Stunden, einige sogar für immer.

DIE SÜHNENDE SÜNDERIN

Man hatte den wunderlichen Meister von Nazareth eingeladen, sich zu Gemüte geführt — nicht den Wundertäter, den starken Sohn der Macht, den Geist in Gestalt.

Man hat sich diese Merkwürdigkeit kommen lassen, aber denkt nicht an Ehrerbietung, an gastliche Pflicht.

Und nun naht ein Weib: die Sünderin!

Das Ärgernis, was will's hier?

Lockere Sitten? Nein, hier wandelt man strenger Satzung nach.

Und so schließen sich die Mienen in verkniiffener Lippe der Tugenddünker widerstrebend über der eigenen Lüsterheit. Neigung allein hemmt Verweisung. Das Ärgernis kniet, seine Seele badet in Zähren den Staub des Irdischen vom Fuße wegstaubigen Wanderers. Und alle die strengen Blicke fühlt es, das Ärgernis — Blicke in ihr Leben und in ihr befremdliches Tun und Treiben. Und doch ist sie Weib, sie muß sich spiegeln mit all ihrem blanken Empfinden im Lächeln der Umgebung. Mutig hat

sie diesen Zug bekämpft, als sie Sünde tat, der Lust zuliebe, mutiger besiegt sie auch die Verachtung der Freieren: sie ist Geist.

Ihr Leib läßt die Sucht und dient in Demut dem Willen der Gottheit. Wie ein Mantel der Gnade umhüllt sie das Haar, und demütig nimmt sie die schweren, vollen Ringel, um die duftende Salbe um die edelgefügteten Füße des Gottsgängers zu führen. Das Salbengefaß, diese Graburne der Eitelkeit, ist nun leer, köstlich wie eine geläuterte Seele duften die schlichten Füße des Allgöttlichen.

In einsam strenger Schlankeheit steht das Alabastergefäß da, immer aber kniet die Heimgefundene vor den göttlichen Augen. Auch sie fühlt die gütigen Sonnen wie Wärme auf das Bad, den segnenden Regen der Rührung vollwilliger Reinheit. Noch kann sie nicht auf sich wagen, hinein nicht schauen, doch von all den Verachtenden um sie weiß sie nichts mehr.

Und nun schauert ihre Seele, ihr Scheitel fühlt die Gnadenhand kühl und lauter — sie ruht, die Hand, und ist Segen: Gotteshand ist Gabe und Gottesruhe Weihe. Der Heiland fühlt das Gesetz ihrer reinen Liebe, seine seelensuchende Liebe hat gefunden und freut sich und wärmt. Der reine Mann des göttlichen Willens versteht und gestaltet des Liebesgeschlechtes biegsame Seele. Höher als feige Tugend, furchtsame Kälte steht edle Verschwendung törichter Liebe, das kraftvolle Wildentum des Willens. In seiner Göttlichkeit dankbarer Ruhe lohnt der Hohe die Gabe gewendeten Lebens. Ihr Salbengefaß der weltlichen Lust und Lockung, nun ist es leer, voll aber, über Rand und Zeit voll ist nun ein Gefäß, das ehemals nur barg und verwahrlosten Fleiß der Öde bezeichnenden Spinne.

PALMEN

Ein knisternder Odreif eifert um die breitgebogenen, weiblichen Schläfen des vor Vortrefflichkeit etwas ungewandt leidend sich ausnehmenden Nazarenerhauptes, des sittlichen Oberhauptes

dieser Erde und der übrigen. Denn allgemein und nieder-
tauchend in jegliches wie die animalen Gesetze der Welt sind
sicher auch die geistigen, und das Seelische kennt keine Grenzen.
So steht im Siege des Geistes das lautere Königshaupt, darin
immer vom ersten jungen Keimgedanken der Kindheit an nur
edelfest, bewußt gewachsene Gedanken gestanden haben. Ernst
legt der gefeierte König der Seelen die deutliche, vollkommene,
weder große noch kleine, zartmittelwarme Hand auf den
Nacken der Eselin und steigt würdig auf das gelassensanfte zier-
liche Lasttier. Anmut spielen, neigen sich nach unten, federn die
röhrenförmigen Ohren. Nur wenig haben seine Jünger nach-
zuhelfen, aber wie sorgsam legen sie, um auch nur in etwas am
Prachtzug ihres Meisters beteiligt zu sein, der sie alle mit stolz
macht, die Falten zurecht. Und schon auch schreitet, wie
innerlich gelenkt, die Eselin weiter mit zierlichen, vor Straffheit
fast ein wenig bebenden, an ein edles Roß gemahnenden
Schritten.

Und in der Seele des väterlich zeugenden Bruders vom Geiste
weilt ernstgefügte Bereitschaft, dem tiefen, urplötzlich wie
fremdartig über die Menschen kommenden Diendrange, dem
grundtiefen, richtig durchgefühlten Diendrange vor dem
Göttlichen zu entsprechen, wie später dem wilden Verwüstungs-
drange, wenn das Gesetz, das dunkelaufweisende Gesetz es
erheischt, dem wüsten Rasen sich zu bieten.

Er ist Mensch, aber er ist es nicht für sich — nicht einem welt-
begehrenden, weltverwachsenen Leibe nach, sondern Mensch für
andere — des Menschen Sohn —, und heute ist seine Stunde
gekommen. Die eine. Die andere wartet. Auch sie wird sich
erfüllen. »Vater, dein ist die Schickung.« Und dieser Schickung
stellt die Seele sich, ob hell sie klingt, ob dunkel sie töne.

Zwar der Leib, der irdisch bange Leib, mag bitten: »Vater, laß
vorübergehen diesen Kelch der Bitterkeiten!« Doch die Seele
tritt hinzu und tritt ein für den Schwachen. »Doch nicht mein,
sondern dein Wille geschehe!« Noch aber ist: »Heil dem Sohne
Davids, dem König Heil, des Herrscherhauses Sprossen!« so noch
jauchzt es.

Und ist ein verzücktes Jubeln von Psalmen, von seelenbefreiender, wehevoll ausschweifender, verehrungsüppiger Musik. Doch da dunkelt es schon — und verliert sich der Boden? — die Mäntel sind es, die kostbaren, geschwungen und ausgebreitet unter die Tritte des schlichten Königrappens, des Friedensfürsten Reittiers, und sanft wie Blumenblätter leuchtet die Freude ferner Höhenzüge.

Wahrheit ist die Kunst, die Wahrheit zu sagen, und die Lüge zu vermeiden.

Die schönste Verkleinerung ist die, die man sich selbst anmerkt, wenn man die Größe der Tugend vergleicht.

Ausgewählte Aphorismen

Die Kunst ist die Kunst, die Wahrheit zu sagen, und die Lüge zu vermeiden. Die Kunst ist die Kunst, die Wahrheit zu sagen, und die Lüge zu vermeiden.

Die Kunst ist die Kunst, die Wahrheit zu sagen, und die Lüge zu vermeiden.

Der Schüler der Kunst ist ein Arbeiter der Kunst, er bewirkt einen Gewinn, der ihm nach Jahren als Kapitalien verbleibt. Und all diese Zeit muß er sich arbeiten, denn keine Kunst ist ohne Mühe zu erlangen. Das ist auch unangenehm, denn die Kunst ist die Kunst, die Wahrheit zu sagen, und die Lüge zu vermeiden.

Die Kunst ist die Kunst, die Wahrheit zu sagen, und die Lüge zu vermeiden.



Das ist die Geschichte eines Mannes, der sich
mit der Natur auseinandersetzt und versucht,
ihre Geheimnisse zu entschlüsseln. Er
geht auf Reisen, besucht Museen und
versucht, die Natur zu verstehen. Die
Natur ist ein großes Rätsel, das er
lösen möchte. Er sucht nach Antworten
in der Natur und in der Wissenschaft.

Ausgewählte Aphorismen

Sterne sind Gottestänzer.

*

Suche die Erde im Himmel, so wird dein Leben ein Paradies, und
dein Wille schafft sich jubelnde Himmel.

*

Eine schlafende Verklärung kann Gott nicht brauchen, nur
ringende Himmel von Ewigkeit zu Ewigkeit, Kämpfe, die Frieden
sind.

*

Zu diesem einen Gesetze hatten meine Gedanken mich gebracht.
Aber es blieb leblos. Da regte sich mein Wille und auch droben
ward es lebendig. Da brach mein Selbst hin, über die Maßen
wertlos erschien es mir. Überreich erhielt ich's wieder, ein
Leben Gottes und gotthaft.

*

Ein einsam schaffender Dichter geht bereits den Weg der
Hebung.

*

Der Schüler der Mystik ist ein Afrikareisender der Seele: er
betritt einen Urwald, der ihn erst nach Jahren als Geförderten
entläßt. Und all diese Zeit muß er an sich arbeiten, dem hohen,
stillen unsensuellen Geist-Ich. Das ist noch unerquicklichere
Arbeit als das unbegriffenste Kunstschaffen. Auch der roheste
Fakir, der sich von den Toten erwecken läßt, gibt Kunde von der
Überwelt. Gott ist die Liebe, starke Liebe, aber nicht gutmütig.
Er ist elementar, nicht sentimental. Keine Suse. Er ist das
Weltgemüt und liebt den Mut, ist aber nicht gemütlich.

*

Gott fühlte sich einsam, da kam unter seinen Fingern hervor die
Welt, ihn zu trösten.

Der Himmel ist kein Lokal.

*

Gott ist das lebendige Märchen.

*

Die Welt lebt, nicht die Erde, die Sonne: wohl aber das Gute, das Böse.

*

Gott ist die Speise der Geister.

*

Satan ist eine Stimmung, die über die Gottlosen herfällt, sowie des Leibes Schutzdach fällt.

*

Weltanschauung?

Erst mußt du klar sein, dann siehst du die Welt klar. Von Gott aus glättest du die Welt so ruhig, so schlicht, so ganz wie die Sonne die Dunkelheiten der Erde entfaltet.

*

Die Religion stört Gott; stört ihn, so lange sie nicht Kunstwerk, höchstes Menschensein geworden ist.

*

Gott, die warmen Quellen des Lebens, laß sie dein Rinnsal erwärmen und tränken die Völker der Sterne.

*

Gott sucht Welt, Gespielen.

*

Was für eine starke Natur muß Gott haben, daß er die Geister aller Welten ertragen kann, die von ihm zehren.

Religion ist Jubel, Leidenschaft, die Löcher in unser Wesen reißt,
daß wir bald das Gewand der Höhe ertragen können, das sonst,
Nessusgewand, dem Unfertigen die Haut vom Leibe reißt, in der
schmerzlichen Flamme des Giftes.

*

Licht schon ist Fest.

*

Was das Fest geschrieben, kann der Alltag nicht lesen.

*

Ich komme von den Sternen und bringe den Weiheduft der
Unendlichkeit mit.

*

Der Mensch ist ein atmendes Gesetz.

*

Volle Kenntnis des Ganzen — nicht des Alls — erst die schafft
Menschen und aus den Menschen das neue Paradies.

*

Der neue Adam!

Über mir nichts als Gottes freier Himmel. Und unter mir die
fruchtbar schöne Erde.

Wie schön ist es, Mensch zu sein — oder zu werden.

*

Kultur muß Natur haben.

Noch einmal werden wir Wilde. Wenn wir ganz reif sind.

*

Es lebt der Mensch, so lang er irrt.

*

Die eigenen Früchte machen uns stark.

* 75 *

Natur, bist du klein: ein Regenschauer von gestern ist nicht im
heutern Heute anzuspüren. Ich habe alle Wetter noch in mir und
die äugelnde Sonne höhnt meine suchenden Geistesqualen.
Ich muß mich verkriechen wie ein verwundetes Tier, weil ich
mir selbst nicht genüge und alles so lächerlich zerstreut ist.

*

Das bunte Herbstlaub!
Es dichtet wohl?
Aufgespeicherte Sonne.
Darunter Stimmenrausch des Abschieds.

*

Duft und Farbe küßten sich, und es ward die Blume.
Die Farben umarmten sich, da stand der Regenbogen.
Regen:
Ist das hienieden ein Jammertal! Auch der Himmel weint, wenn
er auf die Erde kommt.

*

Der höchste Genuß Pflicht. Menschen, bei denen Genuß und
Pflicht eins ist, können die Sitte geruhig aus der Hand geben.

*

Entsagen: Wollust des Demanten.

*

Gewitter:
Ein zürnender Pharisäer, der sein Gewand zerreißt. Himmel,
bist du abgeschmackt!

*

Welt: Eine Dichtung in Taten.

*

Es ist nicht alles Talmi, was glänzt.

* 76 *

Wie Mann und Weib, so suchen die lebenskräftigen Meinungen
einander — und fliehen sich suchend.
Sonst sind sie tote Begriffe.

*

Ist nicht die letzte Qual die größte Freude? Wenn Einsame
gehen, wird eine neue Welt erstehen.

*

Du willst Freude? dann steige in die Qual.
Du willst Qual, so steige in die Freude.

*

Es gibt Tage, die möchte man umarmen wie einen Menschen.
Den Menschen, wie man ihn möchte.

*

Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.
Wer nicht arbeitet, soll speisen.
Wer aber gar nichts tut, der darf tafeln.

*

Das Leben ist ein Gewebe. Nimm etwas hinweg, und es ist kein
Halt mehr. Es ribbelt sich auf bis zu Ende.

*

Hohe Schmerzen entfremden nur und flößen der Menge Haß ein.

*

Vox populi — das wollen wir Gott denn doch nicht antun.

*

Zu dir willst du?
Da wohnt die Qual. Nur die Qual.
Bleibe draußen! — Spiele lieber!

* 77 *

Der Schweiß ist die Träne der Arbeit.

*

Wollt ihr, daß das Gute über das Böse herrsche, so stellt es
üppiger dar.

*

Selig sind die Rücksichtslosen, denn sie werden das Erdreich
besitzen.

*

Ob das Weib schön ist? Ich weiß es nicht. Mancher Mann findet
das. Dann verachtet er es und ergibt sich dafür dem Trunk, oder
was noch schlimmer ist und von verhärteter Bosheit zeugt, dem
Cellospiel. So rächt sich der Unselige an der Menschheit.

*

Schauen beim Dichter ist Lieben.

*

Seit ich Musik höre, weiß ich, daß ich unsterblich bin.

Wie so?

Musik ist die Sprache der Seele.

Und die wird man nie müde.

*

Meine ganze Schönheit möchte ich enthüllen, aber versteht ihr
die Schaumblüte des Lebens?

Was sich von der Welt in uns verliebt, das wird Schönheit.

*

Eine Empfindung, die zu Gedanken, ein Gedanke, der zur
Empfindung gerinnt; ein weises Gedicht.

*

Dichtung ist die Mathematik der Wirklichkeit.

* 78 *

Nimm alle großen Werke, sie führen die Sprache des
Schweigens, des Werdens. Schweigend sind sie gewonnen,
schweigend gestaltet. Es ist wie beim Heben eines Schatzes.
Ein Wort daneben, und rasselnd sinkt er zur kaum ent-
stiegenen Tiefe.

*

Was ist der Dichter? Ein immer sprossendes, fruchtbares,
rastlos bebendes Hirn.

*

Meistens denkt das Gemüt.
Und das ist gut so.

*

Dichten, wie ich's verstehe, heißt nicht schöne Worte, heißt
schönes Leben machen.

*

Die Sprache ist der Frühling des Geistes:
Grün ist die Zunge des Maien.

*

Witz: Es gibt davon auch eine rohe Form. Die ist physio-
logisch, ein Jucken des Geistes.

*

Große Zeiten, große Menschen, ohne eine gewisse Dummheit ist
das nicht möglich; auch das Leben sieht sich an wie eine einzige
große Dummheit. Doch ich gebe sie nicht her für alle Kritik, für
alle unfruchtbare Gescheitheit, für alle Scheidewasser der Welt.

*

Nicht jedes Verbrechen in Marmor ist ein Standbild.

*

Geiz ist subjektive Armut.

* 79 *

Trost derer, die keine Gelegenheit haben, zu sehen, daß solche,
die davon hatten, selbige nicht benutzt haben.

*

Geometrie ist die Logik des Raums.

*

Ist Gedächtnis nicht subjektive Geschichte, Geschichte nicht
objektives Gedächtnis?

*

Unser Glaube ist der Gewandsaum für den nächsten Aberglauben.

*

Kann man mit Übung und Kraft nicht das Schicksal verjagen,
dann ist in der Tat die Erde das unseligste Institut.

*

Krieg und Hetzerei jeglicher Sorte ist Heimweh nach dem
Wüsten.

*

Der Reim ist wie die Ehe; hat man's einmal angenommen, muß
man's auch fortführen.

*

Möchte wissen, wem Selbstgefühl je geschadet hat? So
lange man schafft, steigert es den Eifer und das Zutrauen.
Höchstens wenn man sich sagt, man will nichts mehr tun,
erst dann wird es überflüssig und ärgerlich.

*

Sinnlichkeit ist trauliche Vorhandenheit ohne Gespräche.

*

Alles Spielen ist ein handelndes Vergleichen.

* 80 *

Das Unorganische ist die Vorratskammer des Organischen.

*

Der Mensch weist gar viele Fertigkeiten auf. Darin aber hat er's
am weitesten gebracht: in der Kunst, möglichst wenig Mensch
zu sein.

*

Die Blume ist das Lächeln der Pflanze.

*

Es gibt Brunnen, in die nie ein Sonnenstrahl, Stirnen,
in die nie ein Gedanke gefallen ist, und auch Glückliche,
die nie den Geist aufzugeben brauchen.

*

Einer, welcher noch recht beten kann, und ein anderer, welcher
die Welt selbstgestaltend in die Hand nimmt, das sind die Hüter
der Ehre.

*

Ob am Ende der Geist sich bewußt wird: nun ist dein Fassen
getan? Nicht ermüdend, sondern angeweht, angetan von dem
Äußersten, dem Ende — dann inwärts in diesem Kreise sich zu
halten, bis das Leben zugleich mit dem Denken ein Ende nimmt.

*

Man sieht vorher im Auge, was später im Wort kommen soll.

*

Man hat die Mitte zu nehmen; die Welt sieht bei dem ersten
Blick wie eine Realität, bei dem zweiten wie ein Traum aus.
Die Welt und jedes Ding in ihr ist uns vertraut und dann wieder
ein Wunder. Die Seite ihres Wunders, die Schönheit uns zu
bereiten, ist Sache der Poesie. Es wird manches dunkel bleiben
bis ans Ende.

Schön ist die Wahrheit, wahr die Schönheit; das ist alles, was ihr auf Erden wißt und alles, was ihr zu wissen braucht. Das sind die Worte des Vorspruchs fürs Weltall, geschrieben für uns. Die Mahnung: Bilde Künstler! Rede nicht! Das ist die Formel der Vereinfachung für die so mannigfaltig auf uns eindringende Welt.

*

Sich ganz eins fühlen mit der Welt und in dem letzten Menschen noch lieben. Das ist das Geheimnis der Unsterblichkeit. Alle Dichter haben teil an dieser Gemeinschaft.

*

Was Phantasie ist bei den Menschen, ist Schöpferkraft der Gedanken bei Gott. An Höherem, Weltzusammensetzendem, die Schöpferkraft der Tat.

*

Ich bin geworden, weiß nicht wie.

*

Immer wieder fürs Elend wach werden, ist entsetzlich.

*

Die tiefsten gesättigsten Farben Violett und Braun beschwichtigen das Auge und beruhigen es endlich mit der Regelmäßigkeit der Harmonie, in welche schließlich alle Verschiedenheit, alle Verschlingungen und Figuren und geblümete Muster auslaufen.

*

Wir führen ein Traumleben. Ich habe heute ein Traumleben in drei Wohnungen gehabt, in denen ich ein gleiches Vergnügen gefunden habe. Warum meinen Körper zwingen, den Platz zu wechseln, da meine Seele so leicht reist? Und weshalb Projekte ausführen, da das Projekt hinreichend Freude gewährt! Wir leben zu sehr im Großen, im Auszug — verlieren die Handbewegung, die feinen Züge, die langsamen Fortschritte der Wirklichkeit.

Weshalb der Humor so etwas Belebendes hat, ja der Tragik an
Weihe gleichkommt und dazu so etwas Kindliches, eine wahre
Demut zeigt: der Schlüssel hierzu liegt in dem Allgemein-
Menschlichen, worin der Humor den göttlichen Funken sucht
und ihn anbläst, daß er leuchtet wie schmelzendes Gold.

*

Du bist schön, und deine Augen sagen, daß du gut bist.

*

Pantöffelchen mit Gold bestickt: eine Huldigung für die weibliche
Schönheit, denn sie passen nur für zierliche Füße.

*

Männliche Reife beisammengehalten ist dasselbe wie uneröffnete,
weibliche Keuschheit.

*

Es ist schlimm, wenn der Mann der Vater seiner Frau wird.

*

Mann und Weib sind ganz verschiedene Wesen, nur eine Brücke
führt hinüber: die Liebe.

*

Einen furchtbaren Jäger hat das Weib — das Alter.

*

Die eigene Unvollkommenheit fühlen ist die Hineinziehung des
letzten Ergreifbaren in den Kreis des Anschauens.

*

So hoch er über uns schwebt, er kommt auf uns hernieder:
der Tod.

*

Nachtigall: singendes Mysterium.

Narren sind am wenigsten darauf gestellt, Narren anzuerkennen.

*

Vollkommenheit gleich Ewigkeit. Unsere Erde, leicht wie ein Stern. Werden andere Sternbewohner wissen, wie es auf dieser Erde aussieht?

*

Des einen Recht ist des andern Unrecht, oder des einen Unrecht ist des andern Recht — ein ganz blankes Unrecht ist sehr selten.

*

Wenn ein König im Schnee stampft, der Schnee wird nie und nimmer zu glühendem Eisen.

BIBLIOGRAPHIE

Schriften von Peter Hille

- Die Sozialisten.* Roman. Leipzig: Friedrich 1897.
- Des Platonikers Sohn.* Erziehungstragödie, in 5 Vorgängen. Berlin: E. F. Conrads Buchh. 1896.
- Semiramis.* Berlin. Norddtsch. Verl.-Anst. L. Hohenstein u. Co. 1912.
- Cleopatra.* Ein ägyptischer Roman. Berlin, Norddtsch. Verl.-Anst. L. Hohenstein u. Co. 1905.
- Blätter vom fünfzigjährigen Baum.* Berlin u. Leipzig: Schuster u. Löffler. 1904. (Ges. Werke. Hrsg. von seinen Freunden. Bd. 1.)
- Gestalten und Aphorismen.* Berlin u. Leipzig: Schuster u. Löffler 1904. (Ges. Werke. Hrsg. von seinen Freunden. Bd. 2.)
- Dramatische Dichtungen.* (Des Platonikers Sohn. — Myrddhin und Vivyan.) Berlin u. Leipzig: Schuster u. Löffler 1904. (Ges. Werke. Hrsg. von seinen Freunden. Bd. 3.)
- Die Hassenburg.* Roman aus dem Teutoburger Walde. Berlin u. Leipzig: Schuster u. Löffler 1904. (Ges. Werke. Hrsg. von seinen Freunden. Bd. 4.)
- Aus dem Heiligtum der Schönheit.* Aphorismen und Gedichte. Mit e. einl. Essay. Hrsg. von FRITZ DROOP. Mit d. Bildnis Peter Hilles. Leipzig: Reclam 1909
- Ges. Werke.* Hrsg. von seinen Freunden. Eingel. v. JUL. HART. 2. veränderte Ausg. Mit 12 Bildern. Berlin: Schuster u. Löffler 1916. 3. Aufl. 1921.
- Briefe Peter Hilles an Else Lasker-Schüler.* Mit e. Einbandzeichn. d. Verf. Berlin: Cassirer 1921.
- Das Mysterium Jesu.* Leipzig: Insel-Verl. 1921 (Insel-Bücherei 330). — Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von EMERICH REECK, Limes Verlag, Wiesbaden 1952.
- Leuchtende Tropfen.* Die schönsten Gedichte. Ausgew. v. H. J. BERGES. Mit e. Bild Hilles nach d. Gemälde v. Lovis Corinth u. e. Faksimile. Stuttgart: Deutsche Verl.-Anst. 1924.
- Deutsche Monatsblätter.* Hrsg. v. JUL. u. H. HART. Jg. 1878/79. Bd. 1 u. 2.
»Eichendorffs Lyrik«. »Die Literatur der Erkenntnis u. der Humor«.
»Zur Geschichte der Novelle«.
- Die Gesellschaft.* Hrsg. v. M. G. CONRAD.
- a) Jg. 1887. 1. Sem. »Janssen als Historiker«.
- b) Jg. 1888. Heft 1 »Darum. Ein Stilleben«.
Heft 5 »Ich bin der Mörder«.
- c) Jg. 1889. Heft 1 »Wie verwandelt«.
- d) Jg. 1898. Heft 3 »Dieser Weihnachtsmorgen schämte sich«.
Heft 4 »Narrensprüche«.

- e) Jg. 1899. Heft 4 »Aus den Liedern des betrunkenen Schuhus«.
 f) Jg. 1900. Heft 6 »Deutsche Dichter der Gegenwart«.
 g) Jg. 1901. Heft 6 »Bei Algernon Swinburne«,
 »Wer und welche«.
- Die Kommenden.* 1901. Verlag Renaissance. »Myrddhin. Weißdornhecke und Bardenszene«.
- Der deutsche Musenalmanach.* 1897. Hrsg. v. W. ARENT. »Hilleana«, »Wassermann«. »Göttliches«. »Petöfi Sandor, der Sängerkönig«. »Aus: Büchlein der Allmacht«. »Aus: Der letzte Papst«. »Dem Hohen«. »Lord Byron«. »Abendrot«.
- Moderner Musenalmanach.* Hrsg. v. O. J. BIERBAUM. 1895. »Herodias« (Novelette).
- Der arme Teufel.* Hrsg. A. WEIDNER, Friedrichshagen.
- a) Jg. 1 Heft 3 »Kinder und Erwachsene«.
 »Aphorismen«. Heft 7 »Aphorismen«.
 Heft 4 »Ausgegrabenes«. Heft 8 »Aphorismen«.
- b) Jg. 2 Heft 9 »Die Duncan«.
 Heft 12/13 »Mailieder«.
 Heft 14 »Baum«.
- Neuland.* Hrsg. v. CÄSAR FLAISCHLEN. Jg. 1894. »Kinderliebe«.
- Fröhliche Kunst.* Jg. 1902. »Aphorismen«. »Amerikanischer Humor«. »Die Schaumgeborene«. »Mahnung«. »Der Dichter Slavoniens«. »Wohltäter Wein«. »Arnold Böcklin«.
- Der Kampf.* Hrsg. v. SENNA HOY. Heft 4 »Los von der Sitte«. Heft 11 »Null und Ziffer«. Heft 13 »Aphorismen«.
- Das neue Magazin.* Hrsg. v. RENÉ SCHICKELE. Jg. 73, 1914. »Wald«. »Rat«. »Die bleichen Veilchen«. »Aphorismen«. »Knabe«.
- Die Gegenwart.* Bd. 75, 1909. »Der ironische Roman. Eine Studie zu Multatulis ‚Havelaar‘«.
- Morgen.* Jg. 2, 1908. »Mariä Himmelfahrt«.
- Zeitgeist.* Jg. 1910, Nr. 42. »Gedichte«. (Aus dem Nachl. Sacher-Masochs) mitgeteilt von F. DROOP

Handschriftlicher Nachlaß Peter Hilles

- a) Auf der Staats- und Universitätsbibliothek in Königsberg (versch.).
 b) Auf der Stadt- und Landesbibliothek in Dortmund.
 c) Auf der Heimatbücherei Bielefeld.
 d) Im Privatbesitz von Alois Vogedes, Paderborn.
 e) Im Privatbesitz von Wilhelm Herzog, Berlin (verschollen).
 f) Im Privatbesitz von Wilhelm Oeke, Neuenheerse/Westf.
 g) Im Privatbesitz von Hermann Fabian, Königsberg (verschollen).
 (Kataloge und Texte bei Pfannmüller. Weitere Texte in den Arbeiten von Brinkmann, Vogedes und Weigert.)

Schriften über Peter Hille

- Auf das Grab Peter Hilles.* Leipzig: Modern. Verl.-Büro 1904.
- BRINKMANN, ANTONIE: *Leben und Aphorismenwerk Peter Hilles.* Dissertation (Masch.) Marburg 1948.
- HART, HEINRICH: *Peter Hille.* Berlin u. Leipzig: Schuster u. Löffler 1904 (Die Dichtung. Bd. 14).
- LASKER-SCHÜLER, ELSE: *Das Peter Hille-Buch.* Berlin: A. Junker 1906. 2. Aufl. Berlin: Cassirer 1919.
Dieselbe: *Gesichte, Essays und andere Geschichten*, S. 59—65. Leipzig: Kurt Wolff 1913.
- LENNEMANN, WILHELM: *Peter Hille.* Leipzig: Verl. für Lit., Kunst und Musik. 1908 (Beiträge z. Literaturgeschichte H. 52).
- PFANNMÜLLER, WALTHER: *Der Nachlaß Peter Hilles.* Dissertation. Bonn 1940.
- ROSELIEB, HANS (Firmin Coar): *Peter Hille. Eine Dichterseele.* Dortmund: Gebr. Lensing 1920 (Lebensbilder aus Westfalen und Niedersachsen. Bd. 2).
- SCHWAB, HERMANN: *Peter Hille. Gedenkblätter.* Berlin. Barschall 1908.
- TIMMERMANN, ERNST: *Peter Hille. Persönlichkeit und Werk.* Dissertation. Köln 1936.
- WEIGERT, GERTRUD: *Peter Hille. Untersuchungen und Texte.* Königsberger Deutsche Forschungen, Heft 9: Gräfe und Unzer 1931.
- ADELT, LEONHARD: *Studie zu 6 Dichtern.* Konstanz 1917.
Derselbe: *Hilles Ende.* In: *Zeit* (Wien) 1904, Nr. 512.
Derselbe: *Peter Hille.* In: *Hamb. Korr. Jg.* 1914, B. Nr. 11.
- ARENT, WILHELM: *König der Aphorismen.* *Musen-Alman.* 1897.
- BAB, JULIUS: *Die Berliner Bohème.* Großst.-Dokum. Bd. 2, Berlin-Leipzig 1905.
- BARTELS, AD.: *Die deutsche Dichtung der Gegenwart.* 6. Aufl. Leipzig 1904.
- BRÄUTIGAM, LUDW.: *Eine Erziehungstragödie.* In: *Zeitschr. f. d. dtsh. Unterricht* 1897.
Derselbe: *Peter Hille.* In: *Die Gesellschaft* 1901.
Derselbe: *Eine Erziehungstragödie.* In: *Bräutigam, Meinungen* 1907.
Derselbe: *Peter Hille.* In: *Bräutigam, Lit. Skizzenbuch* 1908.
- BRENNER, H. G.: *Vagabund und Dichter.* *D. deu. Rundfunk Jg.* 7, Nr. 18.
- CHRISTINE, R.: *Peter Hille.* 1. *Prager Modeblatt* 1926, 11.
- DEHMEL, R.: *Über die Erziehungstragödie.* *Ausgew. Briefe 1883—1902.* Berlin 1923.
- DODERER, O.: *Dichter als Menschen.* *Frankfurter Zeitung.*
- DROOP, FR.: *Zum Gedächtnis Peter Hilles.* *Mannh. Tgb.* 4. 5. 1929.
Derselbe: *Vorrede zum Heiligtum der Schönheit.* Reclam 1909.

- ERNST, FR.: *Peter Hille*, in: Lit. Echo. Jg. 8, 1916, Sp. 1638.
- ERNST, PAUL: *Der schmale Weg zum Glück*. 1901. 7. u. 8. Tausend. Berlin 1923.
- GLINSTE: *Ecce poeta*. Kreuzzeitung. Zeitsp. 11. 1929.
- HAASE, KURT: *Der Vagabund Gottes*. Eine Hörfolge zu Peter Hilles 100. Geburtstag. Süddeutscher Rundfunk 5. 9. 1954.
- HALBERT, A.: *Peter Hille*. In: Allg. Zeitung des Judentums. Bd. 68. 1904, Nr. 23.
- HARDEKOPF, FERD.: *Von Peter Hille*. In: Freistatt. Jg. 5, 1905.
- HART, H.: *Zum Peter Hille*. In: Der Tag. 1903, Nr. 205.
- HART, J.: *Vorreden zu den Ausgaben der gesammelten Werke*. 1904, 1916.
 Derselbe: *Als Peter Hille reich war*. Recl. Univ. Heft 37/38. 1929.
 Derselbe: *Peter Hille*. In: Das lit. Echo. Jg. 6, 1904, Sp. 1217.
 Derselbe: *Peter Hille*, (Zu dem Bildnis Lovis Corinths) in: Nord. u. Süd, Bd. 125. 1908.
- HASE, F.: *Professor Halbeisen*. Eine Ehrenrettung. Münst. Anzeiger 25. 7. 1929.
- HERMANN, G.: *Peter Hille*. In: Lit. Echo. Jg. 15, 1913, Sp. 665.
- HIRSCHFELD, G.: *Sebaldus Rümpel* (Peter Hille) Novelle. In: Deutsch. Rundschau, Bd. 124.
- HOCHDORF, MAX: *Peter Hille*. In: Nat. Zeig. 1907, Nr. 311 (Lit. Echo. Jg. 9, Sp. 1602).
- HÖBER, ED.: *Peter Hille*. In: Berl. Tagebl. 1904, Nr. 233.
- HOFFMANN, PAUL: *Gottfried Keller und Peter Hille*. In: Voß. Ztg. 1897, S. B. Nr. 9.
- KALKSCHMIDT, EUG.: *Aus Peter Hilles Dichtungen*. In: Kunstwart, Jg. 20, Bd. 2. 1907.
- KIESGEN, LAUR.: *Bebendes Hirn*. Randglossen zu Peter Hille. In: Bücherwelt. Jg. 19. 1922.
- KLAAR, ALF.: *Dichter-Herbergen*. In: Königsberger Allg. Zeitung 1914, Nr. 21.
- KLEPPER, J.: *Peter Hille*. Breslauer Ztg. 1929, Nr. 124.
- KNOBLAUCH, A.: *Impressionismus und Mystik*. In: Weltlit. d. Gegenwart. Hrsg. v. Lud. Marcuse.
 Derselbe: *Peter Hille*. In: Volkshochschulbl. Dresden 1920.
 Derselbe: *Nachwort zu »Mysterium Jesu«*. Inselverl. 1921.
 Derselbe: *Auf Peter Hilles Tod*. In: Sturm. Sept. 1914.
 Derselbe: *Petrus Humanus*. In: Hochland. Sept. 1929.
- KRIEGER, A.: *Peter Hille*. In: Deutsche Tgztg. 1929. Unt. Beil. 215.
- KÜHN, W.: *Peter Hille*. In: Krit. Rundschau Jg. 1, 1914, Nr. 16.
- LANDSBERG, H.: *Peter Hille*. In: Allg. Ztg. (München) 1909, Nr. 35.
- LASKER-SCHÜLER, E.: *Peter Hille*. In: Zeitgeist 1903, Nr. 30.
 Dieselbe: *Briefe nach Norwegen*. In: Sturm. Okt. 1911.

- Dieselbe: *Briefe von Peter Hille*. 1921.
- Dieselbe: *Peter Hille*. In: *Die Sendung*. Jg. 6, Nr. 18. 1929.
- Dieselbe: *St. Peter Hille*. In: *Berliner Tgbl.* 2. 18. 1924.
- LENNEMANN, W.: *Peter Hille*. In: *Hamb. Nachr.* 1905. Litt. 25.
- LLIENCRON, DETLEV VON: *Briefe an Peter Hille*. In: *Sturm*. Jg. 5, 1911/12.
- LÖNS, H.: *Ein Zigeuner der Literatur*. In: *Löns, Gedanken und Gestalten*, Nachgel. Schriften, Bd. 2, Leipzig 1928.
- Derselbe: *Dahinten in der Heide*. Hannover 1922.
- LUBLINSKI, S.: *Die Bilanz der Moderne*. Berlin 1904.
- MAHR, G.: *Peter Hille*. In: *Christl. Welt*. Jg. 38. 1924.
- MATTHIAS, K.: *Peter Hille*. In: *Deutsch. Volkstum*. März 1930.
- MEYER-ROTERMUND, K.: *Peter Hille und der Teutoburger Wald*. In: *Der Friedenssaal*, Jg. 2. 1927/28, H. 1.
- MÖBIUS, M.: *Steckbriefe*. Berlin-Leipzig 1900.
- MOELLER VAN DEN BRUCK, A.: *Peter Hille*. In: *Moeller van den Bruck, Verirrte Deutsche*. Minden 1904.
- MÜHSAM, E.: *Kabarett zum Peter Hille*. In: *Bühne u. Brettl.*
- Derselbe: *Peter Hille*. In: *Das Neue Magazin*. Jg. 73. 1904, H. 21.
- Derselbe: *Peter Hille*. In: *Die Zukunft*. Bd. 64, 1908.
- Derselbe: *Hille-Erinnerungen*. Berl. Tgbl. Nr. 206. 3. 5. 1929.
- NEUMANN, R. K.: *Der arme Peter*. Berl. Tgbl. 9. 5. 1914.
- PINTHUS, K.: *Peter Hilles Werke*. Berl. Tgbl. 5. 3. 1917.
- RACHÉ, P.: *Peter Hille*. In: *Hamb. Fremdenbl.* Nr. 170. 1905 (Vgl. Lit. Echo: Jg. 7. Sp. 1632).
- RÖTTGER, K.: *Peter Hille*. In: *Ringendes Deutschtum*, 1923, II. 5.
- Derselbe: *Peter Hille*. In: *Ostdeutsche Monatsh.* 1925, Jg. 6.
- ROSELIEB, H.: *Peter Hilles Persönlichkeit*. In: *Hochland*. Jg. 15, Bd. 1.
- RUBINER, LUDW.: *Peter Hille*. In: *Magazin für Literatur*. Jg. 73. 1904.
- SCHÄFER, WILH.: *Der fremde Hund*. Erz. Schriften. Bd. 1. München 1918.
- Derselbe: *Die Mißgeschickten*. Erz. Schriften. Bd. 2. München 1918.
- Derselbe: *Peter Hille*. In: *Die Rheinlande (Sonderheft)* Jg. 3. 1903.
- Derselbe: *Peter Hille*. In: *Die Rheinlande*. Jg. 4. 1914.
- Derselbe: *Peter Hille*. In: *Ill. Ztg.* 26. 5. 1904.
- SCHICKELE, R.: *Peter Hille*. In: *Magazin für Lit.* Jg. 73, 1904, 2. Maiheft.
- SCHLAF, JOH.: *Ein deutscher Bohémien*. In: *Zeitgeist*. 1902, Nr. 16.
- Derselbe: *Peter Hille*. In: *Zeit*, Wien, 1905, Nr. 472.
- SCHLIEPER, H.: *Nachwort zu den gesammelten Werken*. Berlin 1920.
- SCHÖPKE, H.: *Ein strahlendes Hirn*. In: *Danziger Ztg.* 7. 5. 1929.
- SCHRÖDER, LUDW.: *Peter Hille*. In: *Monatsbl. f. dtsh. Literatur*. Jg. 8, 1904.
- Derselbe: *Peter Hille*. In: *Niedersachsen*. Jg. 9, Nr. 15.
- Derselbe: *Peter Hille*. In: *Kunstwart*. Jg. 17, Bd. 2.
- Derselbe: *Peter Hille*. In: *Hamb. Korr.* 1905, Nr. 292 (vgl. *Der Türmer*, Jg. 7, Bd. 1, 1905).

- Derselbe: *Peter Hille*. In: Masken. Jg. 5, 1910.
- SCHULTE, W.: *Katholizismus und Literatur*. Kölnische Volksztg. 21. 5. 1920, Nr. 283.
- SEEHOF, A.: *Peter Hille. Der Höhenstrolch*. In: Lit. Welt. 3. 5. 1929.
- SERVAES, FR.: *Gärungen*. Dresden, Leipzig 1898.
- SIELMANN, BR.: *Peter Hille*. In: Die Gegenwart, Bd. 68, 1905.
- STEMPEL, M.: *Peter Hille. Wie ich ihn kennen lernte*. In: Tägl. Rundschau 1922, U. B. 68.
- STIEFENHOFER, TH.: *Peter Hille, der Dichter und Mystiker*. In: Leipziger N. N. 11. 9. 1924.
- STRAUSS-TORNEY, L. v.: *Aus Bauernstamm*, Berlin 1902.
- STURM, H.: *Peter Hille*. Köln. Volksztg. 9. 5. 1929.
- SÜDEL, W.: *Peter Hille*. In: Die Guldenkammer 1910.
- UHLMANN-BIXTERHEIDE, W.: *Erinnerungen an Peter Hille*. In: Rhein.-Westf. Ztg. 1913, Nr. 573 (vgl. Lit. Echo 1913, Sp. 1350).
- Derselbe: *Peter Hille. Erinnerungen*. In: Dortmundisches Magazin. 0919, Nr. 4.
- Derselbe: *Erinnerungen an Peter Hille*. In: Männer und Helden der Roten Erde. Hrsg. v. W. Uhlmann-Bixterheide 1921.
- VOGEDES, A.: *Peter Hille*. In: Köln. Volksztg. 6. 5. 1929.
- Derselbe: *Peter Hille*. In: Egge-Gebirgsbote. Jg. 7, 1929, Nr. 29.
- Derselbe: *Peter Hille*. In: Germania 2. 11. 1929.
- Derselbe: *Aus dem Ranzen des Vaganten*. In: Deutsche Allg. Zeitung, Nr. 205, 1929.
- Derselbe: *Ein moderner Aristophanes*. Das neue Reich, 13. Jg., Nr. 33.
- Derselbe: *Neues von Peter Hille*. Aphorismen aus dem Nachlaß des Dichters. In: Westd. Volksztg. Hagen. 4. 9. 1931.
- Derselbe: *Friedrich Wilhelm Weber und Peter Hille*. In: Zentral-Volksblatt f. d. ges. Sauerland, Arnsberg 31. 12. 1932.
- Derselbe: *Peter Hille. Ein Welt- und Gottestrunkenen*. Mit unveröffentlichten Arbeiten aus dem Nachlaß des Dichters. Paderborn: Schöningh 1947.
- WALDEN, H.: *Er erinnert sich*. Sturm. 5. Jg. Nr. 4.
- WEHRHAHN, K.: *Peter Hille, der Dichter der Schwalenburg*. In: Vaterl. Blätter Lipp. Magazin. Jg. 4, 1925.
- WILLE, BR.: *Das Gefängnis zum preußischen Adler*. Jena 1914.
- WOLZOGEN, E. v.: *Das Lumpengesindel*. Berlin 1892.

SIG 10 CQCH2491+1

<20+>04508V18T84946512S1

13



GHP : 10 CQCH2491+1

P
10

1733